

STANISLAUS VON DUNIN BORKOWSKI S. J.

Ignatius von Loyola

P/2946

Stanislaus von Dunin Borkowski S. J.

Ignatius von Loyola

DM 2 9717 I no, 10. III. 73.

STANISLAUS VON DUNIN BORKOWSKI S. J.

Ignatius von Loyola

Verlag von

Otto Borgmeyer, Buchhandlung, Breslau



CZYTELNIA KSIĄŻEK

27-488/-489. 929-052(460)] = 112.2

Zur Einführung.

Diese kurze Lebensbeschreibung des hl. Ignatius von Loyola mußte sich vor allem, auch der Ausdehnung nach, in den Rahmen der Sammlung fügen, zu der sie gehört. Ihrem Hauptzweck, eine Grundlage für Besprechungen in Arbeitsgemeinschaften zu bieten, dient die Auswahl der Tatsachen und die Betonung der inneren, zumal der psychologischen Zusammenhänge. Immerhin dürfte kaum ein wirklich wesenhafter Zug des Lebensbildes übergangen sein. Auch wurde kein Satz niedergeschrieben, der nicht auf die besten Quellen zurückgeht. Vor allem wird der Versuch gemacht, das Charakterbild des hl. Ignatius klar herauszuarbeiten. Neue Ergebnisse werden nicht geboten; aber die Darstellung stützt sich auf die durchgreifenden Forschungen der letzten Jahrzehnte.

Der Kriegsmann.

Íñigo von Loyola wurde als jüngster, achter Anabe unter dreizehn Kindern in der baskischen Provinz Guipuzcoa auf Haus Loyola im Jahre 1491 geboren. Seine Eltern waren von altadeligem Geschlecht und vermögend. Die baskische Abstammung zeigt, daß man die altspanische Art der Familie nicht zu stark betonen darf. Ein Freund der Loyolas, der ausgezeichnete Johann Velazquez von Cuellar, Großschatzmeister der Katholischen Majestäten, nahm den jungen Íñigo zu sich nach Arevalo als Pagen, um ihn günstig am Hof unterzubringen. Velazquez fiel aber in Ungnade und starb, 1517 oder 1518, bevor ihm sein Plan gelungen war. Íñigo hatte immerhin das Schloß- und Hofleben kennen gelernt. Page des Königspaares war er wohl nicht; aber als Offizier und Höfling vergnügte er sich an blutigen Ritterspielen, argen, manchmal sehr unvornehmen Streichen und ausgelassenen Liebesabenteuern. Sein edler Minnedienst galt indes, wie er selbst erzählt, einer Frau, die nicht bloß Gräfin oder Herzogin, sondern von höherem Stand war. Man denkt an die Königin von Castilien, Germaine de Foix. Nach Velazquez' Tod erhielt der junge Ritter, der seinem Wohltäter auch im Unglück treu war und sein Leben lang dankbar blieb, 500 Dukaten und zwei Pferde von der Witwe, Donna Maria, zum Geschenk und trat in die Leibgarde des Herzogs von Najera, Vizekönigs von Navarra. Im Kreise jener beiden hochgebildeten Familien hörte und lernte Íñigo sehr viel für seine Verstandes- und Herzensbildung, gewiß auch in religiösen Dingen. Der Same ging später auf.

Am Hof des Vizekönigs winkten ihm Lorbeeren. Bei der Eroberung des unbotmäßigen Najera bewies er nicht bloß Mut, sondern auch milden Edelsinn gegen die Wehrlosen. Als Vermittler in Streitsachen zeigte er Verstand und Klugheit. Hoch hinaus wollte er um jeden Preis. Gaben des Geistes und Körpers fehlten ihm nicht. Er war von Haus aus gläubig aber auch höchst ehrgeizig wie jeder bedeutende Mann seines Schlages. Bald bot sich wieder eine Gelegenheit, kriegerischen Ruhm zu ernten. Im Frühjahr 1521 wurde die navarrensische Festung Pamplona von einem Heer Franz I. von Frankreich unter Andreas de Foix belagert und hart bedrängt. Nur noch die Zitadelle hielt sich, und der Befehlshaber, Franz von Herrera, leitete Unterhandlungen ein. Die französischen Bedingungen waren hart. Jñigo, der auch gegenwärtig war, wollte von einer Uebergabe unter solchen Umständen nichts wissen. Herrera gab ihm nach und entschloß sich, das Aeußerste zu versuchen. Durch Jñigos Mut angefeuert, rüstete man sich zum Verzweiflungskampf. Da zerschmetterte eine Kanonenkugel Loyolas rechtes Bein. Es war der 20. Mai 1521.

Die Burg fiel. Der Feind behandelte den Schwerverwundeten mit ritterlicher Achtung und ließ ihn, nach einer vorläufigen Bearztung in Pamplona, auf Schloß Loyola bringen.

Die Umkehr.

Der alte Herr Beltran Nañez von Onez und Loyola war schon gestorben (23. Oktober 1507). Jñigos zweitältester Bruder, Martin Garcia — der Älteste Juan Perez war bereits 1503 gefallen —, nahm den Kranken auf und ließ ihn trefflich verpflegen. Die Knochen des zerschmetterten Beines waren schlecht zusammen gewachsen. Man mußte sie nochmals brechen und neu zusammen-

setzen. Das Fieber nahm zu, und der Kranke empfing am 29. Juni die Sterbesakramente. Da wandte sich Jñigo betend an den hl. Petrus und fühlte sich alsbald besser. Sein Sinn war aber noch ganz weltlich. Ein hervorstechender Knochen, das infolge des doppelten Eingriffs kürzere Bein erschienen ihm als unerträgliche Mißgestalt. So forderte er von den Aerzten eine neue Operation und ließ sie sägen und strecken unter unerträglichen Schmerzen. Bei allen diesen Foltern „kam kein Wort über seine Lippen und er gab kein anderes Zeichen des Schmerzes, als daß er die Fäuste fest zusammenpreßte“, berichten die von ihm selbst in späteren Jahren erzählten Lebenserinnerungen. Endlich kam die Zeit einer langsamen Rekonvalescenz. Jñigo forderte Ritterromane, seine Lieblingslektüre. Sie waren auf Loyola nicht aufzutreiben. Er mußte sich mit den spanischen Uebersetzungen des Lebens Christi von Ludolph Saronicus, dem Kartäuser († 1377), und der „Blüte der Heiligen“ von Jacob von Viraggio († um 1298) begnügen. Er las eifrig und begann an den Heldentaten der Heiligen Gefallen zu finden. Noch störte ihn manchmal der Gedanke an jene Fürstin, deren Minnedienst er sich geweiht hatte. Aber der Gegenstoß: „Ich muß und werde tun, was Dominicus und Franziscus getan“ wurde immer siegreicher. Aehnlich vielen Bekehrten richtete sich auch Jñigo besonders nach dem geistigen Nachgeschmack der verschiedenen Gedanken. Dieser war sad nach weltlichen Phantasien, beglückend nach den Erhebungen zu christlichem Hochsinn. Das gab den Ausschlag. Aehnliche seelische Erfahrungen begleiteten den Heiligen durch das ganze Leben. Auf sie gründete er seine Lehre von der Unterscheidung der guten und der entgegengesetzten bösen geistigen Eindrücke, die auf unsere Entschlüsse Einfluß gewinnen. Auch blieb stets die Beobachtung dieses inneren Geschmacks ein Grundzug seines Urteils über den mutmaßlichen göttlichen Willen. Er vervollkommnete mehr und mehr die Gabe, Wahr-

heiten langsam auf die Seele wirken, gleichsam in sie einsickern zu lassen. Er studierte die Berührungen und Erschütterungen dieser Spiegelung. Je lauterer sein Sinn, je abgellärter und gottverbundener seine Denkweise mit der Zeit wurden, um so unmittelbarer richtete er sein Tun nach dieser tiefen und feinen Seeleneinschau, die bei ihm zu einer Art Gnadenschau wurde. Damals aber beherrschte ihn ein einziger Gedanke: Die Großmut der Heiligen nachahmen in ihrer äußeren Arbeit für Christi Reich und in ihrer Buße. Der Umschwung war nicht plötzlich über ihn gekommen. Nach und nach erst verblaßten die grellen Bilder irdischen Ruhmes und einer glänzenden Laufbahn. Seitdem sich aber in einer schlaflosen Nacht Marias leuchtendes Bild seinem Geist eingeprägt hatte, gab er niemals mehr, wie er im Jahre 1556 einem Freund erzählte, einer fleischlichen Regung nach. Der Gedanke einer Palästina-Reise erfüllte ihn. Er war entschlossen ihn auszuführen. Besorgt merkten seine Hausgenossen die ungewohnte Art des Genesenden. Jäigo mußte schnell handeln. Er brachte einen Vorwand vor, nahm Abschied und verließ das Schloß seiner Väter. Man stand im Anfang des Jahres 1522.

Die Schule der Einsamkeit.

Es war nicht viel, was der fahrende Geistesritter mit sich nahm. Das Kostbarste für ihn war wohl ein sorgfältig gebundenes Heft von 300 Seiten, in das er mit seiner schönen Schrift Auszüge aus frommen Lesungen eingetragen hatte. Kleine notwendige Geschäfte und Besuche wurden jetzt bald abgemacht. Nun stand er ganz frei da. Es ging nach Montserrat. Unterwegs erwachte in ihm noch einmal für einen Augenblick der Ingrimm des alten Ritterrechts. Ein Maure ritt neben ihm und beschimpfte die Jungfrau Maria. Jäigo über-

legte allen Ernstes, ob er nicht verpflichtet sei, dem Lasterer einige Dolchstöße zu versetzen. Nur ein Zufall hielt ihn ab.

Jetzt mußte der Ritter in einen Pilger verwandelt werden; die Ausstattung, ein grobes Sackgewand, Bastschuhe, Kürbisflasche und Pilgerstab kaufte er sich, schenkte seine Kleider einem Armen, legte bei dem französischen Benediktiner in Montserrat, Johann von Chanones, drei Tage lang eine schriftlich aufgesetzte Lebensbeicht ab und hielt, wie er es in Ritterromanen gelesen hatte, am 29. März 1522 Nachtwache vor dem Madonnenbild in der Wallfahrtskirche. Sein langes Schwert und seinen Dolch hing er als Weihgeschenk vor der Jungfrau auf. Das neue Leben nahm seinen Anfang. Jäigo zog in das Städtchen Manresa. Auf dem Wege dahin begegnete ihm eine vornehme Dame aus Barcelona, Agnes Pascual; sie kehrte mit ihrem sechzehnjährigen Sohne Juan und einigen Bekannten von einer Wallfahrt aus Montserrat zurück. Juan, der später Kaufmann wurde, erinnerte sich lebhaft an diese Begegnung und legte 1582 ein Zeugnis darüber ab. Der Pilger hatte sehr bescheiden, mit gesenktem Blick Frau Agnes nach einem nahen Hospiz gefragt. Er war, wie ihn Juan beschreibt, ein junger Mann von mittlerer Größe, schon etwas kahl, von mildem, ehrfurchtgebietendem Aussehen; mit leicht geröteter Gesichtsfarbe. Er hinkte auf einem Fuße. Sein Kleid war aus grobem Wolltuch. Frau Pascual wies den Pilger an das Hospiz der hl. Lucia. Hier zeichnete er einiges aus den vergangenen Tagen in sein Buch auf und schrieb sich eine Lebensweise vor. Fleisch aß er nicht, nur am Sonntag trank er etwas Wein, wenn er ihm angeboten wurde. Seinen schönen Haarwuchs, den die Männer damals mit viel Sorgfalt behandelten, ließ er wild wuchern. Hände und Füße pflegte er nicht. Mit Vorliebe nahm er das Unangenehmste auf sich und ertrug es heiter. Einsiedler wollte er nicht sein; er unterrichtete

Kinder im Katechismus und hielt geistliche Gespräche. Aber die Einsamkeit des Gebetes, der Selbstprüfung, der Bürde des Ringens um Vollkommenheit war sein Alltag. Vorläufig wohnte er in St. Lucia. Später beherbergten den Kranken einige Zeit die Dominikaner und eine gastfreie Familie. Den Tag über betete Iñigo zu Haus oder manchmal in einer einsamen Grotte, von der freilich die an dieser Stelle sehr ausführlichen Lebenserinnerungen nichts berichten. Stundenlang lag er in Gott versunken auf den Knien, fastete und kasteite sich unter vielen Tränen und geistigen Tröstungen. Als Büsser hatte er bisher weniger an den Lohn und an seine Sünden gedacht. Er wollte eben nur Großes, Außerordentliches für Gott tun. So berichtet er selbst und fügt hinzu: „In solchen Gedanken fand er seinen ganzen Trost; denn für irgend ein inneres Leben hatte er noch keinen Sinn und wußte nicht, was Demut, Liebe und Geduld oder die Klugheit sei, welche jene Tugenden regelt und ihnen das richtige Maß schenkt.“ Das wurde unter dem Einfluß der Betrachtung bald anders. Grundzug seines Wesens blieb freilich, nur in geläuterter Form, jene selbstlose Großmut, die um der Ehre der göttlichen Majestät willen, nicht ob eigener Nuzens, Ausgezeichnetes leistet. Im dritten Teil seiner Verfassungsurkunde (I. 26) hat er diesen Geist als Erbschaft seinen Söhnen ans Herz gelegt.

Auf die geistige Wonne beginnenden Eifers folgten sicher nach vier Monaten, vielleicht schon früher, bittere Stunden der Verlassenheit, ja des Wehs und der Verzweiflung. Irrlichter der Phantasie quälten den einsam Betenden. Er hatte sich offenbar auch überangestrengt, und der Rückstoß war schrecklich. Gewissensängste überfielen ihn mit furchtbarer Wucht. Keine Beicht genügte. Befehl und Rat des Seelenführers blieben erfolglos. Gott erhörte endlich sein Gebet, wies ihn aber auf Selbsthilfe. Hier offenbarte sich bereits der treffliche Seelenkenner. Ignatius ergreift das beste Mittel; er heilte sich durch

eine nüchterne Zergliederung seiner Seelenvorgänge. „Er begann nach den Wegen zu forschen, auf denen jener Geist (der Angst und der Skrupel) sich ihm genähert hatte, und so entschloß er sich mit großer Klarheit, nichts mehr von den vergangenen Dingen zu beichten.“ So die Lebenserinnerungen. Mit diesem einem Vorstoß endete alle Gewissensqual. Und noch mehr: Iñigo fing jetzt an, sich auch in schwierigen Fällen ganz selbständig zu entscheiden.

Bis zu seiner Abfahrt nach Palästina war er nach eigenem Geständnis sehr darauf bedacht, geistliche Menschen zu suchen, die ihm voranhalfen. Er fand keine; nur ein gutes Mütterchen in Manresa, deren Heiligkeit in aller Munde und bis zu Hof gedrungen war, wünschte ihm, daß sich ihm einmal der Herr Jesus zeige. Das machte einen gewissen Eindruck auf Iñigo, half ihm natürlich gar nichts. Als er sich in Barcelona zur Heiliglandsfahrt einschiffte, gab er dieses Suchen nach frommen geistlichen Führern endgültig auf.

Die merkwürdigen symbolischen Bilder, unter denen er nach seinen eigenen Berichten, damals und in den nächsten Jahren, göttliche Dinge sah, die hl. Dreieinigkeit, die Schöpfung des Lichtes, die Menschheit Christi in ihrem eucharistischen Sein, sind sehr schwer zu deuten, weil Ignatius diese Erleuchtungen selbst „nicht auszudrücken wußte“ und er sie oftmals „nicht gut in der Erinnerung festhielt“ (Lebenserinner.). Immerhin wäre es psychologisch naiv, wollte man diese Bildvisionen, mit Ausnahme einer Schlangenvision, die offenbar das Trugbild eines erregten Gemütes war, und einem ähnlich zu beurteilenden Bild eines Fleischstückes, einfach auf mehr oder weniger glückliche Einfälle der schaffenden Phantasie eines philosophisch und theologisch ganz ungeschulten Geistes zurückführen; als ob Iñigo solche Sinnbilder nur deshalb für hohe Einsicht gehalten hätte, weil er über das Wesen dieser Geheimnisse so viel wie

nichts wußte. Diese Auffassung und Deutung ist unmöglich; denn Ignatius behauptete und empfand den tiefen Sinn und die erkenntnisweckende Kraft jener anfänglichen Symbolgesichte auch später, nachdem er Theologie studiert und außerordentliche Erleuchtungen über manche Mysterien des Glaubens erhalten hatte.

Noch weit mehr gilt das von einer wunderbaren Schau, die ohne Phantasiegebilde, rein verstandes- und wesensmäßig, über ihn kam, als er eines Tages in der Nähe von Manresa sinnend an einem Flusse saß. Er selbst bezeugte später, daß er noch mit 62 Jahren die Klarheit und den Inhalt jener Enthüllung in sich trage, und zwar in so breitem Maß, daß alle Gnadenhülfe und alles Wissen und Erkennen, das ihm bis dahin zuteil geworden, und das er sich im Laufe aller Jahre erworben habe, zusammengefaßt und gleichsam in eine Fülle zusammengelagt, den Reichtum jener glücklichen Stunde nicht erreiche.

Die Exerzitien.

In Manresa schrieb Jäigo auch sein Exerzitienbuch, dem Kern und Wesen nach, natürlich noch nicht ein der jetzt vorliegenden Gestalt. „Der Substanz“ nach, „Quanto a la sustancia“ sagt der ausgezeichnet unterrichtete Lainez über jene erste Fassung. Und ähnlich drückt sich P. Nadal aus. Beide Quellen ersten Ranges. Einige Vorbilder dieser so berühmt gewordenen Schrift mit ihrem damals ganz geläufigen Titel „Geistliche Uebungen“, hat die Forschung nachgewiesen, andere wahrscheinlich gemacht. Man mag die in der „Monumenta Ignatiana“, Ser. II S. 50 ff., angeführte Literatur nachlesen. Wichtiger als die so aufgedeckten Seitenstücke ist die Feststellung, daß die asketischen Grundlagen der Exerzitien, die unsystematischen natürlich, sich vollkommen decken mit der Auffassung des inneren Lebens bei Thomas von

Kempfen, dem Lieblingswerk Jäigos, ja seinem fast ausschließlich geistlichen Lesebuch, sein Leben lang, neben den hl. Schriften. Erwiesen ist auch der Zusammenhang der Ignatianischen Betrachtungsmethode und Gewissensschulung, als methodisch geordneter Mittel des Aufstiegs zum inneren Leben, mit der von den Niederlanden ausgegangenen „nova devotio“. Nicht als ob Jäigo Werke dieser Richtung, etwa mit Ausnahme des Ejercitatorio de la vida espiritual von Garcia da Cisneros, Abt von Montserrat, genauer gekannt hätte. Man lebte eben darin; ähnlich wie heute jemand die liturgische Bewegung in sich ausgezeichnet aufnehmen und schöpferisch ausbilden könnte, ohne ihre Pioniere gelesen zu haben.

Aber, wie bei jedem großen Geisteswerk, ist auch hier der Gesamtwurf und sein unmittelbarer Ausdruck wichtiger und wirksamer, als die peinliche Zergliederung wirklicher und möglicher Vorbilder. Die Exerzitien sind ganz offenbar eine Frucht der im heißen Ringen mit Gott geschöpften Erleuchtungen. Sie sind zunächst zweifellos ein Selbstzeugnis, wie Jäigo in seinen Lebenserinnerungen bemerkt, ein Dokument, wie er um seine seelische Umwandlung und um die Erkenntnis des göttlichen Willens rang; wie er sich zur Arbeit am Reiche Christi in engster Nachfolge des Herrn entschloß, ohne vor Unbilden, Schmach und Verachtung zurückzuschrecken; wie er die am vollkommensten und schnellsten zum Ziel führenden Mittel zu seiner Lebensregel erkor und wie er, ohne jede Rücksicht auf sich selbst, den Willen Gottes allein zur Richtschnur nahm. Alle diese heldenhaften Entschlüsse, ja schon ihre klare Erkenntnis, zeigten, wie stark und fruchtbar Gott den jungen Büsser führte. In langen, affektbetonten Erwägungen, Betrachtungen und Gesprächen mit Gott, reifte das neue Leben. Diese strenge Einkehr erhob Jäigos Seele durch Reue und Beschämung, Mitgefühl mit Christus, nacheisernde Liebe, zum Heldenstum der Buße, der Entfagung, der Armut und zur Mystik vollkommener Gottvereinigung. Die Exerzitien

sind die Frucht des göttlichen Wirkens, menschlicher Arbeit und eines ungewöhnlichen religiösen Genius.

Was den Ritter umgewandelt hatte, sollte aber auch andern dienen; damit sie sich zum Befolgen der evangelischen Räte entschließen, oder doch ihr Leben umformen und ganz entschieden den Grundsätzen Christi gemäß regeln. Nach mehreren peinlichen Erfahrungen kam Jñigo später zur Einsicht, daß diese Uebungen in ihrer Ganzheit eine Ausnahme sein sollten, für Menschen von besonders geeigneter seelischer Verfassung. Dagegen hat er auch abgekürzte Uebungen, wie sie schon zu seinen Lebzeiten in Gebrauch kamen, gebilligt. Wir sehen das aus den ältesten Anleitungen (Directorien) für den Exerzitienleiter. (Monumenta Ignatiana, Ser. II., S. 745—1001).

Da also die geistlichen Uebungen nicht bloß eine Lehre des Gebetes, sondern vor allem richtunggebend für ein neues Leben sind, muß man, um ihren Weg und ihre Wirkung zu verstehen, vor allem die Spitzenleistungen und die Hauptstücke der Exerzitienweisheit ins Auge fassen. In der Lehre vom Endzweck des menschlichen Daseins und von den Mitteln, ihn zu erreichen, rückt die Forderung in die Erstreihe, alle Mittel zu wählen und anzuwenden, welche unmittelbarer und sicherer zum Ziel führen, ohne jede Rücksicht auf Lust und Unlust. In der Nachfolge Christi und der Entschlossenheit, an seinem Reich mitzuarbeiten, sind richtunggebend die aufrichtige Bereitwilligkeit und der werkmütige Wunsch, sich ganz und mit allem darzubieten, alles hinzugeben und zu opfern (2). Bei der Wahl des passendsten Lebensstandes muß sich anhaltendes Gebet um Geisterleuchtung mit einer nüchtern-vernunftgemäßen Abwägung aller Gründe für und wider verbinden (3). Voraussetzung ist an der Schwelle bereits die genaue Unterscheidung der Höhepunkte des Geistes Christi von den verborgenen Feinheiten des Geistes Satans (4). Die Grundgesinnung bei der Wahl ist eine Vorliebe für die Schmach und

das Leiden Christi, die man zu teilen bereit ist (5). Gipfel und Abschluß bildet die lebendige Einfühlung in die allwirkende Liebe Gottes, die sich in großmütigem Geben offenbart, die man im Weben und Walten der Natur, der leblosen, lebendigen, vernunftbegabten betrachtet, so daß man sich in allem des unmittelbaren Schenkens durch Gottes Hand bewußt wird, Gott als den Urquell aller Schönheit, Güte und Wahrheit erkennt und anerkennt (6). Als letzte Frucht reift dann die großmütigste Hingabe aller Seelenkräfte, der Wunsch nach Wiedergabe des Empfangenen, das Sichbegnügen mit der Liebe Gottes allein (7).

Diese sieben Spitzenleistungen waren natürlich, jede für sich, dem christlichen Vollkommenheitsideal nicht neu; neu ist aber ihre pädagogisch und psychologisch weise Anordnung und Zusammenfassung; die freilich nur der verstehende Exerzitienmeister erschöpfend darbieten kann. Daß die Exerzitien als vierwöchentliche Betrachtungsreihe nicht nach einem durchsichtklaren, eindeutigen logischen Gefüge aufgebaut sind, wird man zugeben müssen. Der Schluß, den man wohl daraus zog, es sei überhaupt keine strenge Aufeinanderfolge der Uebungen festzustellen, wäre ein recht unpsychologischer Befund, dem das Verständnis für eine einwohnende seelisch begründete Ordnungsreihe abginge. Ganz ungeeignet gäbe sich gar ein Beweis in der Form, Ignatius sei sich selbst sicherlich einer seelenergreifenden Betrachtungsfolge nicht bewußt gewesen. — Als ob nicht jedes große Kunstwerk dieses Schicksal des „unbewußt“ Schöpferischen teilte. Aber Jñigo erlebte überdies doch an sich selbst die Einwirkungen der Reihenfolge seiner Uebungen. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihm bei jener wunderbaren Schau am Ufer des Flusses Grundideen und Aufbau der Exerzitien in die Seele eingegraben wurden.



Auf Pilgerschaft.

Die Fahrt nach Palästina stand für den Pilger von Anfang an fest. Manresa galt ihm nur als Vorübung. Jetzt, nach einem Jahr, nachdem er eine schwere Krankheit durchgemacht hatte, brach er auf. Unbegrenztes Gottvertrauen sollte allein seine vollkommene Mittellosigkeit wett machen. Für die Seereise von Barcelona nach Gaëta konnte ihn nur die Forderung des Schiffsherrn, Zwieback mitzubringen, und wohlmeinender Freundesrat bewegen, etwas Geld anzunehmen, um Mundvorrat einzukaufen. Was übrig blieb, ließ er auf einer Bank am Ufer liegen, damit es Arme fänden. Der Weg nach Rom brachte manches Abenteuer. Ignatius mußte eine mitreisende Frau und ihre als Knabe verkleidete Tochter gegen Wüflinge schützen; so manchmal fand er die Stadttore aus Furcht vor der Pest verschlossen; drei Nächte verbrachte er in einer Kirche; ein Schwächeanfall machte ihn besonders verdächtig. Aber immer halfen ihm die Vorsehung und gute Menschen. Ja er erhielt zuletzt reichliche Almosen, konnte seine Reise nach Rom fortsetzen, hier die Karwoche zubringen und den Segen Hadrian VI. empfangen. Kurz nach Ostern brach er dann nach Venedig auf. Das Geld beschwerte ihn, er empfand seinen Besitz als Mißtrauen gegen Gott; bald war alles an Arme verteilt, und der Pilger behielt nur ein wenig Kleingeld für Nachtquartiere. Auch auf dieser Reise gab es viele harte Tage. Die Pestfurcht verschloß den Pilgern manches Thor. Aber Trügo ging alles trotz seines kranken Aussehens leichter von der Hand als seinen Gefährten. Er kam ohne Gesundheitszeugnis nach Padua herein und wieder heraus, am Eingang der Lagunenstadt wurden alle genau untersucht, nur ihn beachtete man nicht. In Venedig lebte er von Almosen und schlief auf dem Markusplatz; da traf ihn eines Tages ein reicher Landsmann aus dem Baskenland, beherbergte ihn in seinem Haus, brachte ihn auch

zum Dogen, Andreas Gritti, und erwirkte ihm so die Erlaubnis, das Staatsschiff, auf dem der Statthalter nach Zypern fuhr, umsonst zu besteigen. Solche Hilfe, die ihm ohne sein Zutun zuflog, nahm der Pilger bereitwillig an; selbst mühte er sich aber nicht darum. „Niemals wollte er das Haus des kaiserlichen Gesandten aufsuchen und gab sich keine besondere Mühe, sich nach Mitteln für die Ueberfahrt umzusehen“ (Lebenserinnerungen).

Die Palästinafahrt war damals besonders gefährlich. Auf die Nachricht von der Einnahme der Insel Rhodus durch die Türken kehrten viele Pilger entmutigt um. Auch Ignatius wurde bestürzt, seinen Plan aufzugeben. Vergebens. Seinem bittenden Landsmann antwortete er: „Ich habe ein solches Vertrauen auf Gott, unseren allmächtigen Herrn, daß ich nach Jerusalem reisen würde, wenn in diesem Jahr auch nur ein einziges Schiff oder auch nur eine einzige Schiffsplanke dorthin führe“.

Am 14. Juli 1523 bestiegen dreizehn von den zwei- undzwanzig Palästinafahrern das Pilgerschiff, Peregrina; Ignatius mit den neun übrigen das Staatsschiff. Auf diesem fuhr auch ein Schweizer aus Zürich, Peter Süßly, mit; er beschrieb die Reise in einem erst jüngst von H. Böhmer herausgegebenen Bericht ausführlich. Unfern Pilger erwähnt er nicht; aufgefallen ist er ihm also kaum; selbst nicht, als Ignatius ein häßliches Treiben auf dem Schiff „ernstlich tadelte“. Auch hier mag also der Pilger deutlich gesprochen haben, aber unauffällig und klug, wie es seine Art war. In Zypern bestiegen alle Pilger die „Peregrina“ und fuhren nach Jaffa; von hier ritt man zu Esel nach Jerusalem, wo man am 4. September 1523 eintraf. Ignatius hatte vor, im hl. Land zu bleiben, um, wohl mit Hilfe von Mitarbeitern, am Heile der Seelen zu wirken. Köstliche Andacht an allen heiligen Stätten bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Aber der Plan war unausführbar. Die Christen waren zu

sehr gefährdet. Der Kustos-Franziskaner, zugleich Kommissar, mußte ihm befehlen, mit den anderen Pilgern heim zu kehren. Ignatius unterwarf sich, schmerzlich bewegt. Um die heiligen Erinnerungen auf dem Oelberg ganz tief seinem Gedächtnis einzuprägen, beging er das unvorsichtige Wagnis, ganz allein aufzubrechen, dem türkischen Wächter einmal und ein zweites Mal etwas von seinem armseligen Besitzthum zu schenken, um sich den Eintritt zum Oelberg zu verschaffen. Es gelang ihm, aber der Empfang im Hospiz war überaus ungnädig.

Gegen Ende Oktober reiste Ignatius mit den übrigen Pilgern ab. Von Jaffa nach Sypern fuhr man auf der Pilger-Galion. Halb verdurstet landeten die Armen nach 11 Tagen in Salines. Hier wollte das venezianische Staatsschiff diesmal vom „Heiligen“ nichts wissen; er fand, getrennt von allen übrigen Pilgern, um Gottes Lohn Unterkommen auf dem primitiven „Maran“ und erreichte nach zweimonatlichen Sturm- und Irrfahrten einen apulischen Hafen. Das Staatsschiff zerschellte an der Küste Syperns. Bemannung und Fahrgäste retteten das nackte Leben.

Die Fußreise nach Venedig und von dort nach Genua war äußerst beschwerlich. Es herrschte ein ungewöhnlich harter Winter mit reichem Schneefall. Der Pilger trug Beinkleider aus grobem Stoff, die nur bis zu den Knien reichten, und Schuhe an den Füßen; die Waden waren unbedeckt. Sein Wams aus schwarzem Stoff war offen und hatte Risse; darüber trug er noch einen kurzen Rock mit etwas Pelzbesatz. Sein Geld hatte er bald, wie bisher immer, an Arme verteilt. Der spanisch-französische Krieg machte die Reise zwischen Venedig und Genua gefährlich. Man hatte Jáigo gewarnt, er kannte aber keine Furcht. Mehrmals wurde er angehalten, als Spion verdächtigt, untersucht, beschimpft und geohrfeigt. Fröhlich ging er hindurch. In Genua besorgte ihm ein ehemaliger Bekannter, Rodrigo Portuondo, die Über-

fahrt nach Barcelona. Das Schulleben sollte beginnen. Obwohl bereits dreißig Jahre alt, wollte Jáigo studieren. Er begriff die Notwendigkeit; und klare Einsicht und Durchführung deckten sich bei ihm.

Der Student in Spanien.

Ein Schulmeister in Barcelona, Ardeballo, bot sich dem Pilger zum unentgeltlichen Lateinunterricht an; zwei fromme Damen sorgten für den Unterhalt. So begann Jáigo mit der Lateinfibel im Jahre 1524. Ein hartes Stück. Frisch wie bei den Kleinbuben-Mitschülern war sein Gedächtnis nicht mehr. Auch war sein Herz so voll von Gott und geistlichen Dingen, daß die lateinischen Abwandlungen und Volabeln in der Flut der sich unwillkürlich aufdrängenden Andachtsaffecte zu ertrinken drohten. Da griff Jáigo kräftig zu. Er versprach dem Lehrer, zwei Jahre lang keine Stunde zu versäumen, und bat ihn, Rüge und Strafe anzuwenden wie bei den übrigen Schulbuben. Nach zwei Jahren wußte Jáigo genug, um auf der Universität zu Alcalá Philosophie zu belegen. Er zog dahin 1526, nicht mehr allein; vier junge Männer hatten sich ihm angeschlossen, Calixt de Sa, Johann de Arteaga, Lope de Caceres und ein fünfzehnjähriger Franzose, Jean de Reinolde, den die andern Juanico, „Hänschen“, nannten. Alle trugen einen armseligen Kittel, lebten von Almosen, unterwiesen Lernbegierige, zumal Frauen, meist kleine Leute, in der Frömmigkeit. Die Jünger hielten treu, auch in Verfolgungen, zu ihrem Meister. Dieser mochte hoffen, in diesem Viergesolg bereits den Kern künftiger Helfer und Mitarbeiter gewonnen zu haben. Aber so weit war es noch nicht. Als Jáigo im Januar 1528 von Salamanca nach Paris aufbrach, wanderten die Gefährten nicht mit, zunächst um eine Wohnmöglichkeit in Paris abzuwarten. Dann blieb es aber bei der Trennung. Calixt wurde Kauf-

mann und reicher Indiensfahrer, Arteaga Priester und später Bischof in Westindien, Juanico Mönch. Ueber Caeceres haben sich nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt Segovia nur dunkle Nachrichten erhalten.

In Alcalá studierten unsere „Kittelmänner“ die philosophischen Elemente nach Soto, die Physik im Anschluß an Albert den Großen, die Theologie nach den Sentenzen des Lombarden. Schon das allein war zu viel. Daneben pflegten sie, wie gesagt, eifrig geistliche Gespräche mit heilsbegierigen Menschen. Mit studentischen Kreisen dagegen hatten sie nur wenig Sühlung. Aber manche junge Leute, die Ignatius in Barcelona, Alcalá und Salamanca flüchtig gekannt hatten, traten später in den Orden ein. Ignatius selbst behandelte in seinen gut besuchten „Gesprächen“ die Grundlagen eines christlichen Lebens. Mancher belehrte sich. Die noch vorhandenen Protokolle des geistlichen Gerichtes erzählen uns noch mehr. Jáigo ließ guten und lernbegierigen, aber religiös ungebildeten und nach den ersten Frömmigkeitsübungen alsbald überspannten Mädchen und Frauen einen Monat lang, einzeln, geistliche Uebungen anstellen. Die schlechten Erfahrungen, die er dabei machte, beeinflussten seine späteren, vorsichtigen Ansichten über Frauenseelsorge. Auch Werke leiblicher Barmherzigkeit übte Jáigo eifrig. Zwei wohlhabende Brüder Eguía halfen ihm freigebig. Diego Eguía schloß sich später dem neuen Orden an, und der General Ignatius nahm ihn zu seinem Beichtvater. In Alcalá sprach alles von den Kittelmännern. Das Studium litt natürlich unter solchem Vielerlei. Dazu kamen Verdächtigungen und Verfolgungen, Verhöre und Ketten. Die Inquisitoren Alcalas fürchteten ketzerische Geheimlehren; der Generalvikar, Johann von Figueroa, untersuchte eingehend Leben und Lehre der merkwürdigen Graurockstudenten. Er entdeckte keinen Grund zur Klage. Nur die Kleidung mißfiel ihm; weniger die Länge — reichte sie doch bis an die Füße — als die graue Farbe. Jáigo und Arteaga sollten sich von nun an schwarz

kleiden, Calist und Caeceres dunkelgelb; nur Hänschen durfte seinen Kittel weiter tragen. Die Vier ließen also ihre Montur färben, und als man, kurze Zeit nachher, ihre nackten Füße beanstandete, verschafften sie sich Schuhe. So schien der Friede hergestellt. Da unternahmen zwei Hörerinnen Jáigos, die Witwe Maria del Vado und ihre Tochter Luise von Velazquez mit ihrer Magd Catalina Trillo, gegen den Rat des klugen Führers, eine weite Wallfahrt, allein und zu Fuß. Darüber ungeheure Entrüstung; so eine Frauenwanderung war freilich damals unerhört. Ob dieser Verzauberer der Seelen vielleicht doch mit dem Bösen im Bunde stehe, flüsternten Klatschbasen einander zu und brachten es an die Ohren der geistlichen Obrigkeit. Auch wären einige Hörerinnen des Kittelmannes vor lauter Traurigkeit und Angstbellemmungen merklich abgemagert. Das gehe doch kaum mit richtigen Dingen zu. Unangenehmer war das Gebaren hysterischer Mädchen, die in Ohnmachten und Krämpfe fielen. Eine ehemalige Dirne, Maria de la Flor, die Jáigo belehrt hatte, und die eben damals als Zeugin vernommen wurde, brachte, freilich ohne jedes Bewußtsein der Unwahrheit, ihre wenig sauberen Phantasien in Zusammenhang mit Unterweisungen und Aussprüchen Jáigos und Calistos.

Figueroa erschien, verhörte Jáigo und kerkerte ihn ein. Zum Glück kamen die beiden Wallfahrerinnen heim und entlasteten den Seelenführer. Auch die Aussagen der anderen Mädchen erwiesen nichts Schuldbares. Nach zweiundvierzig Tagen Haft entließ man Jáigo als unschuldig. Er und seine Genossen sollten sich aber wie die übrigen „Kleriker oder Laien“ kleiden und mit ihren frommen Unterweisungen warten, bis sie Gründlicheres gelernt hätten. Zum ersten Punkt erklärte Jáigo, sie hätten kein Geld für einen so ausgiebigen Kleiderwechsel. Da half der Generalvikar nach, daß es zur Studententracht mit Hut reichte. Der zweite Auftrag drohte neue Verwicklungen zu schaffen. Ignatius brachte

seine Einwendungen vor; er gab zu, „daß er ein geringes Wissen ohne feste Grundlage habe“. Aber ein wenig praktische Psychologie hätte den Richtern das Ungewöhnliche des Falles aufdecken können. Es blieb beim Verbot. Jñigo unterschrieb, doch zugleich beschloß er, Alcala zu verlassen. Eine Ermunterung des Erzbischofs von Toledo, Alfons Fonseca, nach Salamanca auszuwandern, half nach.

Doch auch in Salamanca hatte der Vielgeplagte wenig Ruhe zum Studium. Schon nach wenigen Tagen fand ein Verhör im Dominikanerkloster statt; man hatte ihn angezeigt. Als gar Ignatius auf die gefährliche Frage des Subpriors, Peter de Soto, des berühmten späteren Trienter Theologen und Freundes der Jesuiten, ob er sein Wissen aus einer Offenbarung Gottes herleite, die Antwort verweigerte — denn in seiner Klugheit merkte er, daß sein Ja und Nein verhängnisvoll werden könnten — wurde er und Calist zu Gefangenen erklärt. Der Generalvikar des Bistums eilte herbei, ließ die beiden fesseln, in ein stinkendes und von Ungeziefer starrendes Loch werfen und an eine dicke Kette binden. Nicht als ob diese damals übliche Behandlung der Gefangenen tragisch zu nehmen wäre, zumal Freunde in der Stadt den zwei Gefangenen alsbald Erleichterungen verschafften; man sieht aber doch, welches Maß von gegenseitigem religiösem Mißtrauen die damaligen Menschen erfüllte. „Zu einer Zeit, wo so viele Irrtümer eines Erasmus und mancher anderer Weltbetrüger im Umlauf sind, willst du deine Lehre nicht näher erklären“, rief man dem Pilger zu. Bald wurden auch Caceres und Arteaga, abgefordert von ihren Freunden, bei den gemeinen Verbrechern eingekerkert. Als eines Nachts alle Gefangenen entflohen und die Brüder allein bei offenen Türen sitzen blieben, gab es in der Stadt viel Gerede und Erbauung. Ignatius aber erklärte seinen Besuchern und Mendoza, dem Erzbischof von Burgos, in ganz Salamanca gebe es nicht so viele Fußfesseln und Hand-

schellen, daß er nicht aus Liebe zu Gott noch nach mehr verlangte. Das Verhör und das Urteil offenbarten neben einem klaren und nüchternen Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit, einen merkwürdigen Mangel jeglichen Verständnisses für einen außerordentlichen Menschen. Die Untersuchung setzte schon nach zwei Tagen ein. Das Exerzitienbüchlein wurde von allen Richtern geprüft, nicht verurteilt und wahrscheinlich nicht in seinem Wert erkannt; Ignatius mußte schwere dogmatische Fragen beantworten und einen katechetischen Vortrag halten. Die Prüfung verlief zufriedenstellend; nach zwanzig Tagen fällte man das Urteil: Wandel und Lehre wurden in ihrer Lauterkeit anerkannt; man verbot aber den Ungelehrten in Zukunft den Unterschied von schwerer und läßlicher Sünde genau zu bestimmen. Das war vom Standpunkt der Richter begreiflich; denn selbst gewiegte Theologen und Moralisten wußten sich in solchen Grenzbeziehungen oft kaum zu helfen. Feinere Seelenkenner und Richter von geringerer juristischer Peinlichkeit hätten aber ihr Verbot anders abgefaßt und damit dem unterschiedenen „Nein“ Jñigos vorgebeugt, als man ihn fragte, ob er sich mit dem Urteil einverstanden erkläre. Die Lebenserinnerungen scheinen übrigens auch anzudeuten, daß Ignatius in Salamanca zurückhaltender war als in Alcala. Erklärte er doch den Patres Dominikanern, daß er weder predige noch unterrichte, sondern geistliche Tischgespräche halte zur Erbauung freundlicher Gastgeber.

Bei allen diesen Verhören zeigt sich Jñigos ritterlich-tapfere Art, sein mannhafter Mut im Auftreten und Antworten, sein klares, aufrichtiges Wesen, ohne Menschenfurcht, niemals getrübt von demütiger Untertänigkeit, überbescheidener Kriecherei und Buhlen um die Gunst der Mächtigen. Seine Rede war Ja und Nein. Er befaß sich einer gewissen evangelischen Einfachheit, um so zu reden, wie Christus und die Apostel, wie er selbst berichtet. Bereits auf seiner Wanderung durch

italienisches Kriegsgebiet nach seiner Rückkehr aus dem Orient, da man ihn vor einen spanischen Hauptmann schleppte, war es ihm in den Sinn gekommen, den Offizier, gegen seine sonstige Gewohnheit, mit „Eure Herrlichkeit“ anzureden. „Er dachte so“, wie die Lebenserinnerungen berichten, „aus einer gewissen Furcht vor Folterqualen, denen man ihn vielleicht unterwerfen könnte. Sobald er jedoch erkannte, es sei das eine Versuchung, sagte er sich: So, — jetzt will ich ihn gerade nicht mit „Herr“ anreden, ihm keine Ehrenbezeugung erweisen, ja nicht einmal den Hut vor ihm abnehmen.“ Das war allerdings ein wenig zu viel „ganze Arbeit“. Der Hauptmann hielt ihn für verrückt und ließ ihn hinauswerfen.

In Alcalá und Salamanca war die Sache noch heikler; denn mit den geistlichen Richtern und der Inquisition war nicht zu spaßen. Aber Ignatius ließ sich durch kein Furchtgefühl bestimmen. Er sprach einfach und gerade heraus. Als ihm Figueroa einmal bemerkte, man würde ihn verbrennen, wenn man eine Irrlehre bei ihm fände, erwiderte der Pilger unerschrocken: „Auch Euch würde man verbrennen, wenn man Euch auf einer Kezerei ertappte.“ Anwälte, Sachwalter schlug er aus; nicht einmal Fürsprecher ließ er zu: „Derjenige, dem zulieb ich hier herein kam, wird mich befreien, wenn es ihm gefällt,“ erklärte er im Gefängnis zu Alcalá.

Nach der Versicherung Jñigos vor dem geistlichen Gericht in Salamanca, er werde alles tun, was ihm der Urteilspruch gebiete, könne ihn aber nicht anerkennen, war der Aufenthalt in der Universitätsstadt gegenstandslos geworden. Der Pilger beschloß, in Paris weiter zu studieren; sein Plan, Genossen von gleicher Gesinnung um sich zu sammeln, hatte ihn im Gefängnis anhaltend beschäftigt. Hervorragende Personen drangen in ihn, zu bleiben, Freunde warnten ihn vor den herrschenden Kriegsgefahren. Der Mann des eisernen Willens wich

nicht, er packte einige Bücher auf einen kleinen Esel und machte sich auf den Weg. Nach einem dreimonatlichen, fruchtbaren apostolischen Wirken in Barcelona zog er weiter. Am 2. Febr. 1528 erreichte er Paris.

Philosophie und Theologie in Paris.

Der Pilger war mit den bisherigen Erfolgen unzufrieden. Gelehrt zu werden, hatte er freilich nicht vor. Aber seinem ganzen Charakter nach wollte er doch das Wesentliche gründlich abmachen. So entschloß sich denn der Siebenunddreißigjährige sein Studium noch einmal zu beginnen; er setzte sich anderthalb Jahre im Kolleg von Montaigu neben die Knaben und wiederholte seine humanistischen Studien. Erst am 1. Oktober 1529 begann er im Kolleg St. Barbe unter dem tüchtigen Professor Johann de la Peña seinen philosophischen Lehrgang. Aus einem Briefe Jñigos aus Paris, 5^{1/2} Jahre später, am 15. Juni 1533, [Cartas I. 90 ff] an Agnes Pascual ersehen wir, daß er 1533 bereits Magister der freien Künste geworden war („esta quaresma me hize maestro“). Das „Nehmen des Steines“ (im Anschluß daran das „steinerne Examen“) in der Fastenzeit 1533, wovon die Lebenserinnerungen erzählen, war eben diese Magisterprüfung.

Bis dahin gab es aber einen dornigen Weg. Ein Spanier hatte das Geld, das Ignatius bei ihm hinterlegt hatte, alsbald verpraßt. So mußte denn der arme Student aus seiner Wohnung ausziehen, in einem Hospital St. Jacques, dessen Hausordnung sehr gebunden war, unterkommen und von Almosen leben. Der Versuch, sich als Diener bei einem der Dozenten oder Kollegvorsteher zu verdingen, mißlang, denn diese Herrn wollten natürlich junge und lebenslustige Schrittmacher um sich sehen, keine aszetischen Mahner. Das Studium drohte trostlos zu leiden; zumal Ignatius wieder unter der

Wucht gewaltiger religiöser Eindrücke stand und viel seelsorgliche Arbeit auf sich nahm. Er gab aber nicht nach und zwang sich zu regelmäßiger Arbeit. Auf den Rat eines spanischen Mönches durchzog er jährlich während zweier Ferienmonate, almosensammelnd, Belgien und Flandern, fuhr einmal auch nach London und brachte Geld genug heim, sich und andern zu helfen. Später schickten ihm die Kaufleute, die ihn auf diesen Bettelreisen schätzen gelernt hatten, ihre Gaben freiwillig nach Paris. So konnte er aus dem ungestaltlichen St. Jacques ausziehen. Die Frage des Lebensunterhaltes schien gelöst. Waren doch die damaligen Studenten nicht eben verwöhnt. Wir lesen, daß sie in einigen Pariser Hörsälen auf dem Boden saßen, auf Stroh von fragwürdiger Beschaffenheit, das man einmal im Jahre wechselte. Ignatius aber war ein Mann von harter Art und geringen Bedürfnissen. Ja er begann eben jetzt, seine ehemalige strenge Lebensführung wieder durchzuführen, da sein Magenleiden sich gebessert hatte. Das sollte ihm freilich bald sehr schlecht bekommen.

Die religiösen Affekte bändigte er durch eine Aussprache mit seinem Lehrer, ähnlich wie damals in Barcelona. Das Maß in der seelsorglichen Arbeit war schwerer zu finden. Auf die Seelenführung und die geistlichen Gespräche, in denen er Meister war, wollte Ignatius nicht verzichten. Nach dem Oktober 1923, noch vor Beginn seines philosophischen Studiums, hatte er drei Akademikern die Exerzitien gegeben. In der ersten Begeisterung verteilten diese ihr Hab und Gut an die Armen, veräußerten sogar ihre Bücher und begannen von Almosen zu leben.

Darob entstand eine mächtige Aufregung. Denn zwei der Befehrten, Peter de Peralta, und der Baccalaurius Johann de Castro, waren an der Sorbonne angesehen. Ihre Freunde rissen sie also mit Brachialgewalt aus ihrem Schlupfwinkel in St. Jacques und überredeten

sie zunächst, ihre Studien zu vollenden. Dagegen war gewiß nichts einzuwenden. Castro blieb auch auf dem Wege der Vollkommenheit und wurde in der Folge Kartäusermönch in Valencia. Peralta begab sich später arm und zu Fuß auf den Weg nach Jerusalem. Seine Verwandten griffen ihn aber auf und führten ihn vor den Papst, der ihm nach Spanien zurückzulehren befohl. So mußte der treffliche Mann dem Schicksal weichen. Wie sich der dritte, Amador, ein Baske, der, wie es scheint, etwas schwach im Kopf war, entwickelte, ist unklar. Ignatius hatte also eine zweite Enttäuschung mit Arbeitsgenossen erlebt. Er lernte jetzt warten, bis er den Erwählten begegnete. Inzwischen wuchs die Aufregung gegen ihn. Der Direktor des Kollegs St. Barbe, Magister Didacus von Govea, der „Senffresser“, wie ihn die Studenten nannten, war entschlossen, dem Mann „der seine Studenten verrückt mache“, die Saalstrafe (eine Art Spießrutenlaufen durch die Magisterreihe) aufzuladen, sobald er seiner im Kolleg ansichtig werde. Ignatius war gerade damals von Paris abwesend. Er hatte gehört, daß jener Spanier, der ihm sein Geld verjubelt hatte, krank in Rouen darnieder liege. Er brach auf, barfuß, stürmte mit unglaublicher Schnelligkeit, ohne zu essen und zu trinken, in drei Tagen, die achtundzwanzig Meilen nach Rouen; hier tröstete er den Kranken, brachte ihn auf einem Schiff nach Spanien unter und gab ihm Empfehlungsbriefe mit. Nach Paris zurückgelehrt, mietete er sich ausgerechnet im Kolleg St. Barbe ein. Der Zorn der Magister wuchs, als er einige Insassen bewog, am Sonntag zu kommunizieren statt Disputationen beizuwohnen. Govea hielt jetzt die Saalstrafe für angebracht. Aber nach einer kurzen Unterredung mit Inigo verrauchte sein Zorn und er erklärte ihn vor versammeltem, rutenbewaffnetem Lehrerkollegium für einen Edelmann und einen Heiligen. Inigo wurde indes jetzt noch vorsichtiger. Die Lebenserinnerungen erzählen uns von seinem damals durch-

geführten Vorsatz „mit keinem über göttliche Dinge zu sprechen.“ Das war, wie die Tatsachen lehren, so zu verstehen, daß er sehr vorsichtig, nur in engstem Kreis, mit ganz zuverlässigen Freunden, wo möglich immer nur mit den Einzelnen, solche Gespräche führte und sich vor jeder Beeinflussung anderer Studenten zurückhielt. Kleine Zusammenstöße mit der Inquisition verliefen recht gemüthlich, so gefährlich an sich die Anzeige böswilliger Menschen war, Inigo huldige lutherischen Ansichten. Eben damals, vom 15. Nov. 1534 bis zum 13. März 1535 waren 19 „Lutheraner“ verbrannt und viele andere verbannt worden. Man begreift, daß der später so treue Nadal sich damals ängstlich zurückzog.

Der Bund auf Montmartre.

Den Plan, unter Heranziehung gleichgesinnter Gefährten am Reiche Christi zu arbeiten, hatte Ignatius bereits in Manresa gefaßt. Aber die Umrisse blieben lange verschwommen. Die Arbeit unter den Ungläubigen und den Christen in Palästina stand zunächst im Vordergrund; das Priestertum und die Art der Anwerbung von Genossen hoben sich anfangs noch undeutlich ab. Obwohl sich der Plan vorerst zerschlug, starb er nicht in Inigos Herz. In Paris wurde er wieder lebendig, nachdem ein geordnetes Studium auf die Priesterweihe zielte, und Männer von gleichem Maß und Denken sich einfanden. In der Zwischenzeit, wenigstens während seiner Studien in Barcelona, „war die ganze Frage die, ob er nach Vollendung der Studien in einen Orden eintreten oder so durch die Welt ziehen solle“ (Lebenserinn.). Vor seinem Geiste standen zerrüttete, reformbedürftige Orden. „Dabei flöste ihm Gott ein großes Vertrauen ein, er werde alle Schmähungen und Unbilden, die man ihm antun werde, leicht ertragen“ (a. a. O.).

Seit dem Oktober 1529 verdeutlichte sich der Lebensplan immer mehr. In St. Barbara, wo Ignatius jetzt wohnte, wiederholte er Dr. Peñas philosophische Vorlesungen mit Peter Lefèvre (Faber), einem Bauernsohn aus Savoyen, der vor dem Abschluß seiner gründlichen, fünfjährigen philosophischen Studien stand. Faber, begabt, gelehrt und fromm, sprach sich vertrauensvoll gegen seinen Schüler aus. Schon als Junge hatte er das Keuschheitsgelübde abgelegt; nun quälten ihn Versuchungen und Zweifel. Inigo tröstete ihn und unterwies ihn in einigen Grundelementen des inneren Lebens: Betrachtung und tägliche Gewissensforschung, „Partikularexamen“, um eingebürgerte Fehler auszurotten, häufiger Sakramentenempfang. Lefèvre fand den Frieden und wuchs schnell zur geistigen Reife heran. Da eröffnete ihm Inigo den Palästina-Plan. Lefèvre bot sich zum Begleiter an. Nach vier Jahren, erst 1533, ließ ihn der Meister die Exerzitien machen. Was Faber später auf Reichstagen, vor Fürsten und Ständen, mit unbeugsamer Festigkeit und liebenswürdigster Klugheit für Deutschlands religiöse Erneuerung wirkte, wie gottverbunden und still bescheiden er in der Aufregung der Geschäfte, auf unzähligen Reisen, inmitten der Ehren blieb, erzählt sein kurzes aber tatenreiches Leben.

Faber hatte einen innigen Freund, Franz de Jassu (Jaso), Javier (Xaver) genannt nach dem Schloß seiner Mutter, Maria Azpilcueta. Er war dreiundzwanzig Jahre alt; seit 1525, wie Faber, in Paris stand er unmitttelbar vor dem Licentiat. Leichtlebig aber niemals sittenlos wie viele seiner Mitstudenten und der nichts-nützige Magisterwüßling, Peñas Vorgänger, glühend vor Ehrgeiz, träumte er nur von einer glänzenden Laufbahn. Er wurde Philosophieprofessor im Kolleg Beauvais. Ignatius ahnte seine Größe und bemühte sich, ihn zu gewinnen; zumal Xaver Gefahr lief, von lutherisch gesinnten Magistern eingefangen zu werden. Der junge Spanier wich aus. Inigo unterstützte ihn mit Geld

und verschaffte ihm einen Kreis ausgezeichneter Schüler. Xaver schätzte das dankbar, löste sich von seiner un-katholischen Umgebung und wurde aufmerksamer. Vom Anschluß war er noch weit. Noch 1533 spöttelte er über Iñigo. Aber das Machtwort, „was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele“, warf ihn endlich um. Die Werbung hatte viereinhalb Jahre gedauert.

Xaver erfasste Christus und sein Reich, Buße und Gottesliebe mit seiner Feuerseele. Indiens und Japans größter Apostel ward geboren. Iñigo benahm sich indes nach seinen neuen Erfahrungen und Grundsätzen überaus vorsichtig, bedächtig und wortkarg. Im Sommer 1534 war Xaver schon gewonnen; aber erst im Herbst gab ihm Ignatius die großen Exerzitien.

Bereits um das Jahr 1532 war Iñigo mit einem Portugiesen, Simon Rodriguez de Azvedo, bekannt geworden. Dieser ungewöhnlich begabte Jüngling, der auf Kosten des Königs von Portugal studierte, suchte mit heißer, unruhiger Sehnsucht nach Gottes Willen. Er fand ihn im Lebensideal Iñigos und schloß sich ihm an. Sein Feuereifer schuf Außerordentliches, aber später bereitete er dem Heiligen durch asketischen Uebereifer, Eigensinn und seine einsiedlerischen Neigungen viel Verdruß. Rodriguez' Freund, Nicolaus Alfonso, ein Spanier aus Bobadilla, strebsam, voll glühenden Tätigkeitsdranges, in Alcalá bereits Lector der Logik, von einer manchmal derben Aufrichtigkeit, die sich mit den Jahren weniger angenehm bemerkbar machte, näherte sich zunächst Ignatius, um gut unterzukommen. Dieser sorgte und half ausgiebig, und Bobadilla ließ sich von ihm beraten, führen und zuletzt auch für den Palästina-plan gewinnen. Inzwischen, Ende 1532, waren noch zwei Spanier aus Alcalá, wo sie Iñigo flüchtig gekannt hatten, nach Paris gekommen. Sie wollten den merkwürdigen Landsmann, über den sie so Widersprechendes hörten, näher kennen lernen. Der eine, Diego Lainez, aus

einer Marranensfamilie Almazans, Wissenschaftler und Organisator, auch ein Prediger von ungewöhnlicher Kraft, eine Führernatur, sollte später dem Heiligen im Generalat nachfolgen. Der andere ein Toledaner, Alfons Salmeron, erst achtzehnjährig, durch und durch eine Gelehrtennatur, ein „ewiger Jüngling“, blieb nach einigen Jahren anstrengender und erfolgreicher seelsorglicher Arbeit bei der Wissenschaft. Beide traten als geschätzte Theologen auf dem Trienter Konzil auf. Damals, in Paris, schlossen sie sich nach wenigen Tagen ihrem Landsmann endgültig an. Alle vier unterzogen sich im Jahre 1533, wie Faber, den geistlichen Uebungen.

Ignatius und seine sechs Jünger wurden sich nun über die Zukunft klar. Die theologischen Studien sollten ordnungsgemäß beendet werden. Dann wollte man sich im heiligen Land dem Dienste Christi und der Seelen widmen. Diesen letzten Voratz beschloßen sie durch ein Gelübde zu sichern. Würde sich aber die Palästina-fahrt als unmöglich herausstellen, so wollten sie sich dem Papst anbieten zu jeglicher Verwendung im Dienste der Seelen. Im richtigen Verständnis für die Zeitgebrechen und ihre eigene gegenwärtige Lage verpflichtete sie ein Armutgelübde, später keinerlei Stipendien noch Gebühren für hl. Messen und geistliche Dienstleistungen anzunehmen. Das notwendige Studiengeld durften sie vorläufig besitzen. Das Keuschheitsgelübde erschien allen selbstverständlich.

Am 15. August 1534 versammelten sich die sechs Freunde in der Dionysiuskapelle auf dem Montmartre. Faber, der einzige Priester unter ihnen, feierte das hl. Opfer. Bei der Kommunion sprach jeder sein Gelübde und empfing den Leib des Herrn. Brot und Wasser von einer Quelle versammelte sie dann zu einem dankbaren und gottinnigen Frühmahl.

In den nächsten zwei Jahren erneuerten sie am gleichen Tag und Ort ihr Versprechen. Es kamen 1536

noch drei neue Gefährten hinzu: der Savoyarde Claude Jayo (Le Jay), der Franzose Pascal Broët und Johann Coduri (Codure) aus der Provence gebürtig.

Wanderjahre.

Ignatius stand im zweiten Jahre seines theologischen Studiums. Da war seines Bleibens in Paris nicht mehr. Mit erneuter Wucht hatte sich sein Magenleiden wieder eingefunden, und die Aerzte versprachen sich nur von der Heimatluft Heilung. Mit den geschäftlichen Angelegenheiten einiger seiner Mitbrüder beladen, verließ Iñigo Paris im April 1535. Liebe zu voller Entsamung, drängender Seeleneifer, ein aufrichtiger Wunsch, die Theologie abzuschließen, begleiteten ihn. In seiner Heimatstadt Azpeitia nahm er die Einladung seines Bruders auf das väterliche Schloß nicht an und wohnte alle drei Monate, einen Tag ausgenommen, im Hospital der hl. Magdalena, dem Asyl der Obdachlosen. Er predigte unter großem Zulauf, unterrichtete die Kinder und griff auch sonst kräftig ein. Spielunsitten wurden abgeschafft, Frauenärgernisse behoben und eine geordnete Armenpflege eingeführt. Auch hörte man in Azpeitia seit Iñigos Besuch wieder das dreimalige Aveläuten. Mit der Gesundheit stand es anfangs gut. Bald machte aber Iñigo wieder eine schwere Krankheit durch. Dann zog er weiter, besorgte die ihm aufgetragenen Geschäfte und schiffte sich trotz Piratengefahr nach Italien ein. Er lebte wieder ganz arm, von Almosen. In Bologna wollte er studieren. Eine neue Krankheit warf ihn nieder. Er zog nach Venedig. Auch hier wurde aus dem Studium nichts. Trotzdem war das Ergebnis eines elfjährigen Lernens unter den erschwerendsten Umständen, als Frucht eines eisernen Fleißes, „eine gute Mittelmäßigkeit wissenschaftlicher Kenntnisse“, wie Lainez später niederschrieb.

In Venedig gab Ignatius die Exerzitien zwei an-

gesehenen Männern, Peter Contarini, nachmals Bischof auf Zypern, und Kaspar von Dottis, Vikar des päpstlichen Legaten Verale. Ein junger Mann aus Malaga, Didacus von Hoces, wurde nach einigem Sträuben, durch die Exerzitien zum Anschluß an Iñigo bewogen. Er starb aber bald darauf in Padua, als Opfer seines Uebereifers. In Venedig schrieb Ignatius im Verlauf des Jahres 1536 einen in seinen Motiven etwas räthselhaften, bescheidenen, aber auch merkwürdig gewundenen Brief an Johann Peter Carassa, den Mitbegründer der Theatiner, und gab ihm Verbesserungsvorschläge für seinen neuen Orden. Der sehr empfindliche Prälat nahm diesen Rat übel auf und blieb von jetzt an, auch noch nach Jahren, als Papst Paul IV., dem hl. Ignatius wenig gewogen. Inquisitorische Gerüchte aus Spanien weckten auch in Venedig inquisitorische Gelüste verstreckter Feinde. Ignatius bestand jetzt, und von da an immer, auf eine regelrechte gerichtliche Untersuchung und Entscheidung. Seine Freunde hielten das manchmal für pedantisch, aber der kluge Mann hatte nur zu oft erfahren, daß Bosheit, Unwissenheit oder Dummheit nur mit Akten und Dokumenten zu besiegen sind.

Am 6. Januar 1537 kamen die Pariser Genossen in Venedig an. Sie hatten Schnee und Stürme zu Fuß und ganz arm überwunden. Zunächst dienten sie Notleidenden und Kranken in den Hospitälern Venedigs. Die Fastenzeit sah sie auf dem Weg nach Rom. Denn sie brauchten allerlei päpstliche Erlaubnisse. Ignatius blieb an den Lagunen; sein Gegner, Kardinal Carassa, weilte damals am päpstlichen Hof und neben ihm Dr. Ortiz, Karls V. vertrauter Ratgeber, dessen Unfreundlichkeit Ignatius in Paris erfahren hatte. Aber Ortiz hatte sich umgestellt. Er führte sogar die Pilger bei Paul III. ein, der, durch ihr reiches Wissen und ihre armutige Bescheidenheit hoch befriedigt, allen die notwendigen Weiherlaubnisse erteilte. Auch Geld für die Reise ins heilige Land bekamen sie vom Papst und

reichen Gönnern; im Ganzen 210 Dukaten, die sie zurückschickten, als die Palästinahoffnung entchwand. Zu Fuß und bettelnd wanderten sie in drei getrennten Gruppen nach Venedig zurück. Hier empfingen sechs von ihnen in Gemeinschaft mit Jäigo am 24. Juni 1537 die Priesterweihe. In vierzig tägiger Zurückgezogenheit und unheimlicher Armut bereiteten sie sich auf das erste hl. Opfer vor. Aber Ignatius feierte es erst nach 1½ Jahren, zu Weihnachten 1538, in Maria Maggiore.

Und nun kam wie ein Feuer des Eifers über die Neugeweihten. Die Straßen und Plätze von Vicenza und Verona, Bassano und Treviso, Siena und Padua, Bologna und Ferrara hallten wieder von den gottbegeisterten Predigten der fremden Priester. Die Leute lachten viel über ihr unmögliches Italienisch, beugten sich aber ihrem Eifer und ihrem Glauben. Erfolg und Früchte waren überall außerordentlich.

Inzwischen schwand jede Hoffnung auf die Palästinafahrt. Der zweite Teil des Gelübdes trat in Kraft. Ignatius, Faber und Lainez brachen nach Rom auf, ihren Genossen die Wege zu bereiten. Ende November 1537 trafen sie dort ein. In einem Kapellchen zu Storta, sechs Meilen von Rom, gesellte Gott Vater, wie Ignatius selbst erzählte, den betenden Pilger, unter unnennbarem Trost und wunderbarer Umwandlung der Seele, seinem Sohne, dem Gekreuzigten, besonders bei und prägte ihm ins Herz die Worte: „Ich werde euch gnädig sein in Rom“.

Die Ordensgründung.

Der Empfang in Rom bei Paul III. war gnädig. Lainez hielt in seinem Auftrag an der Sapienza, deren theologische Studien damals arg darniederlagen, theologische, Lesèvre eregetische Vorlesungen. Mehr als drei oder vier ordentliche Schüler und einige Gasthörer

scheinen sie freilich nicht gehabt zu haben. Ignatius gab angesehenen Männern Exerzitien mit bedeutender Frucht; dem Kardinal Gaspar Contarini, dem Dr. Pedro Ortiz in Montecassino, dem Sienesischen Gesandten Lattanzio Tolomei, andern. Neue Mitarbeiter gewann er damals nur wenige, drei Spanier, Lorenzo Garcia und den später so berühmt gewordenen Franz Estrada (Strada); bald nachher Diego de Laceres, der aber wieder austrat und weniger rühmliche Tätigkeiten aufnahm. Alles das waren Vorläufigkeiten. Hauptsache und Hauptziel blieb die Bezeichnung der Aufgaben des Bundes und dann seine Bestätigung durch den Papst. Zu diesem Zweck mußten sich wo möglich alle zusammensinden. Um Ostern 1538 trafen denn auch die Gefährten in Rom ein. Aber eben damals brach eine wütende Verfolgung gegen die „Iniquisten“ aus. Sie wurden des Lutheranismus angeklagt, merkwürdigerweise gerade von Cryptolutheranern. Mit mächtiger Energie verlangte Ignatius die strenge Durchführung des Prozesses, den andere lieber con amore gelöst hätten. Der Papst griff ein; der uns aus Alcalá bekannte Figueroa, der Pariser Inquisitor, der früher Ignatius vorgeladen hatte, und Dr. Dotti aus Venedig waren gerade in Rom, jetzt als Freunde, anwesend. Sie halfen, und Ignatius siegte auf der ganzen Linie. Nun konnte man sich in Ruhe den Liebeswerken widmen: dem regelmäßigen Katechismusunterricht in allen Schulen der Stadt, der täglichen Verpflegung armseliger, im kalten Winter 1538/39 friererender und hungernder 2000 Obdachlosen; täglich wurden etwa 300 bis 400 versorgt. Die Genossen wurden weithin bekannt. Schon forderte man ihre Hilfe für Mexico und Ostindien, Broët und Rodriguez reformierten ein Kloster in Siena im Auftrag des Papstes. So wurde die Frage brennend, ob und wie man sich zusammenschließen solle. Mitte März 1539 begannen die neun in Rom anwesenden Priester ihre „Deliberationes“ und entwarfen ihre „Constitutiones“.

Jeden Abend, bis in die Nacht hinein, besprachen sie alle Einzelheiten. Am meisten Schwierigkeiten bereitete diesen stark ausgeprägten und selbständigen Charakteren, die sich bis dahin wöchentlich in der Leitung abgelöst hatten, die Frage des monarchischen Oberhauptes. Anfangs Mai war endlich die Sache gelöst: Man war entschlossen einem gewählten „Praelatus“, oder „Praepositus“ Gehorsam zu geloben. Am 11. Juni wurde seine Lebenslänglichkeit ausgesprochen. Schlußtag der Beratung war der 24. Juni 1539. Die nunmehr aufgestellte ursprüngliche „Formula Instituti“ in fünf Hauptpunkten, hauptsächlich von Ignatius und Codure bearbeitet, ist von unbefangener Schlichtheit, köstlicher Unmittelbarkeit, ganz unjuristisch, im Stil merkwürdig vernachlässigt, aber eine höchst wichtige Urkunde, als Grundriß der ältesten Ordensatzung; in der ersten Bulle Pauls III. ist sie bereits umgearbeitet. Der ursprüngliche Inhalt ist, kurz gefaßt, folgender: 1. Der Name, Gesellschaft Jesu wird gewünscht; ihre Idee ist ein Kriegsdienst für den Herrn und seinen Statthalter. Ein feierliches Keuschheitsgelübde ist abzulegen. Zweck aller Arbeit ist des Nächsten Seelenheil und Fortschritt; Belehrung und Glaubensverbreitung durch Predigt, Exerzitien, besonders durch Unterricht der Kinder und der Ungebildeten. Gott vor Augen, soll jeder nach Kräften, je nach der Gnade, aber klug und seiner Stellung entsprechend, wirken. Die Verteilung liegt in der Hand des zu wählenden Obern, der im Verein mit dem „Consilium der Brüder“, nach Stimmenmehrheit alle diesem Zweck dienenden Gesetze zu erlassen, das Recht hat. In wichtigen Dingen von Bestand soll der größere Teil der ganzen Gesellschaft vom Praepositus berufen werden. Dieser hat die ganze Ausübungs- und Befehlsgewalt („Exequendi autem et iubendi ius totum penes praepositum erit“). 2. Nicht bloß gewöhnlicher Gehorsam, wie bei den Weltpriestern, sondern ein besonderes Gelübde soll alle Gefährten an den Statthalter Christi

binden, wohin immer er sie schickt, zu den Türken, in die neue Welt, zu den Lutheranern, oder sonst wohin. Das erfordert vor dem Anschluß viel Ueberlegung und Gnade; nach dem Eintritt Bereitschaft, Tag und Nacht. Bemühen um bestimmte Sendung soll sich aber niemand; nur gehorchen. 3. Den Regelgehorsam gegen den Praepositus haben alle zu geloben. Er selbst soll gütig und in sanfter Liebe regieren. Er und das „Consilium“ seien Christi, der hl. Petrus und Paulus eingedenk; sie sollen besonders den grundlegenden Unterricht der Kleinen und Unwissenden betonen, auch um der Demut willen, damit die Gelehrten sich nicht überheben. Die Untergebenen sollen aber dem Obern in allem, was zur Einrichtung der Gesellschaft gehört, gehorchen und in ihm gleichsam den gegenwärtigen Christus schauen. 4. Um jede Ansteckung des Geizes zu bannen und der ewangelischen Armut möglichst nahe zu kommen, müssen alle geloben, auch als Gemeinschaft auf jedes klagbare Recht (ius civile) zu unbeweglichem und beweglichem Besitz und zu Einkünften zu verzichten. Geld und Geschenke dürfen nur dem nötigen Lebensbedarf dienen. Das gilt aber nicht, wenn und wo es sich um den Unterhalt der Ordensstudierenden handelt. (Ein Satz, der auf Lainez Anregung zurückgeht.) 5. Das kirchliche Officium verpflichtet die Priester; aber nicht zum Chor, damit der Dienst am Nächsten nicht behindert werde. Deshalb soll man weder die Orgel noch modulierten Gesang beim Gottesdienst verwenden. Denn was den anderen frommt, ist „für uns“ ein Hindernis, da wir uns außer den andern notwendigen Arbeiten einen großen Teil des Tages den körperlich oder seelisch Kranken widmen müssen. Zum Schluß werden zwei Punkte besonders eingeschärft: a) Die körperlichen Bußen werden, so löblich sie sonst sind, den Genossen nie unter schwerer Sünde anbefohlen, damit die Brüder nicht erdrückt oder von Nützlicherem abgehalten werden. Was jedem nützlich erscheint, mag er mit Erlaubnis tun. b) Zugelassen

soll nur werden, wer sich neben Klugheit durch Gelehrsamkeit oder Heiligkeit des Lebens auszeichnet.

Kardinal Caontarini und der Papst waren mit dieser „Formula“ einverstanden. In der Kanzlei erhoben sich Schwierigkeiten. Der maßgebende Kardinal Ghinucci verlangte Änderungen. Man tilgte auf seinen Wunsch die zwei Stellen über die Kirchenmusik und die körperlichen Bußen. Die zweite wurde in veränderter Form einige Jahre später in die Bulle Julius III. wieder aufgenommen. Der besondere Gehorsam gegen den Papst bekam eine andere Fassung. Das Wort über die Welt-priester fiel aus. Eine weitere Nachprüfung durch Kardinal Guidiccioni war noch heikler. Dieser wollte anfangs von neuen Orden überhaupt nichts wissen. Man einigte sich auf die Kompromißklausel, daß die Vollmitglieder die Zahl 60 niemals übersteigen dürften. Diese Bestimmung wurde aber bereits am 24. März 1544 in der Bulle „Iniunctum nobis“ wieder aufgehoben. So unterschrieb Paul III. am 27. September 1540 die Bestätigungsbulle „Regimini militantis ecclesiae“.

Genauer, bestimmter, ausführlicher gibt sich die Formula in der Bulle Julius III. „Exposcit debitum“, vom 21. Juli 1550. Die Stufen (Scholastiker, Professoren von vier Gelübden, Professoren von drei Gelübden, geistliche Helfer, Laienbrüder), die Congregatio generalis als letzte gesetzgeberische Instanz, die Zulassung zur Priesterweihe vor den letzten Gelübden, die Bezeichnung der Scholastiker als eigentlicher Religiosen nach den ersten Gelübden, die verschiedene Armut der Professhäuser und der Collegien, die Gesellschaft als Orden im strengen Sinn, — alle diese wesentlichen Punkte wurden genau und endgültig festgesetzt.

Im Oktober 1540 hätte man gleich zur Wahl des Praepositus schreiten können. Aber in Rom befanden sich damals außer Ignatius nur Salmeron und Codure, zwölf neue Mitglieder kamen noch nicht in Frage. Einige der Alten waren weit, so Lesèvre in Deutschland,

Javier und Rodriguez in Portugal. Im März 1541 erschienen noch drei in Rom, Lainez, Le Jay und Broët. Das Consilium begann am 4. März. Ignatius und Codure sollten verschiedene Bestimmungen ausarbeiten; die übrigen waren den Tag über zu beschäftigen; sie prüften am Abend die Vorschläge und unterzeichneten sie. Festgesetzt wurde manches über Armut, Kleidung, Messopfer, Christenlehre, Kollegien, Lebensführung des Generalvorstehers. Man beriet vom 10. März bis zum 9. April. Dann begann der überaus umständliche Akt der Vorsteherwahl. Die Stimmabgaben der Abwesenden lagen versiegelt vor. Erst am 10. April wurden die Zettel geöffnet. Wie zu erwarten war, hatten alle Ignatius gewählt. Er erhob Einspruch, einfach, aufrichtig, entschieden. Seine Gefährten seien besser als er; seine Gesundheit sei dem Amt nicht gewachsen; auch gehorche er lieber. Der Beichtvater, der Minorit Fra Theodosio, sollte entscheiden. Er erklärte, die Wahl sei anzunehmen, und Ignatius fügte sich. Am 22. April 1541 las er in der Paulsbasilika die hl. Messe. Er und alle andern sprachen ihr Gelübde.

Der Generalvorsteher.

Noch einmal, nach 10 Jahren, am 30. Januar 1551, versuchte Ignatius in einem schönen Briefe seine Mitbrüder zu überzeugen, daß er „wegen zahlloser Gebrechen der Seele und des Leibes“ sein Amt nicht länger mit Nutzen verwalten könne. Man lehnte seinen Abdankungsvorschlag ab. Er blieb, betonte aber von Zeit zu Zeit seine Unzulänglichkeit. Es ist denn auch merkwürdig, wie er während der 15 Jahre seines Generalats von Krankheiten in seiner Tätigkeit gehemmt wurde. In dieser Zeit lag er wenigstens 30 Monate schwer krank darnieder. Trotzdem ist seine Wirksamkeit erstaunlich. Er wächst mit seinen Pflichten, man hat den Eindruck, als

brauche er das Regieren nicht erst zu lernen. Vom ersten Monat an beherrscht er es. Und sonderbar: gerade am Anfang seiner neuen Amtsführung befaßt er sich mit aufreibenden Arbeiten, die nicht unmittelbar zu seinem Kreis gehören. So ist er unermüdet tätig für die Gründung und den Ausbau eines Hauses für Juden, die zum Christentum übertreten wollen. Unter großen Schwierigkeiten und Geldopfern, die zur bitteren Armut des eigenen Hauses in keinem Verhältnis stehen, stiftet er ein Hilfswert für gefallene Mädchen mit eigenen Heimen. Er vermittelt zwischen Duellanten, nicht bloß auf der spanischen Botschaft in Rom, auch am Hof Karls V. Im Jahre 1543 versöhnt er die Höfe von Rom und Lissabon. Daneben verfolgt er jeden Schritt des schnell vordringenden Ordens aufmerksam. Bis zum Jahre 1546 beherrscht er alles allein. Erst dann beginnt er Provinzialoberer zu ernennen. Seine Arbeits- und Sorgenlast in jenen Jahren zu übersehen, ist bei seiner skizzenhaften Darstellung unmöglich. Seit 1540 schon sendet er junge Ordensmitglieder auf die Universitäten von Paris, Löwen, Alcalá, Coimbra. Er verfolgt die außerordentlichen Predigterfolge seines jungen feurigen Neffen Araoz in Spanien, Bobadillas in Calabrien, Lesèvres versöhnende Gespräche in Deutschland und seinen mutigen Kampf gegen den lutherisch gesinnten Erzbischof von Köln. Die Mission in Island und Schottland ermuntert er durch Briefe. Sie verläuft ergebnislos. In Spanien, Frankreich und Deutschland sind die Hoffnungen auf Niederlassungen zunächst gering. Ueberallhin ermuntert und tröstet er. Auch wo sich alles gut anläßt, muß er überlegen und raten. An der Gründung der Studienhäuser, 1541 in Lissabon, 1542 in Padua, Coimbra und Löwen, für kurze Zeit auch in Paris, ist er mit vielen Sorgen beteiligt. Er erlebt mit großer Freude Javiers Kolleggründung in Goa 1545. Canisius eröffnet um dieselbe Zeit das Studienhaus in Köln. Bald wird auch Spanien zugänglicher; zuerst

Valencia, 1544; im folgenden Jahr Alcalá, Valladolid, Gandia, Barcelona. Im Jahre 1548 kommt Salamanka hinzu und auf Sizilien Messina und Palermo. Norditalien beginnt auf Lainez zu hören. Florenz, Bologna und Venedig, die vierzehnte Gründung in sieben Jahren, eröffnen sich dem neuen Orden. Goa, Gandia, Messina sind die ersten Kollegien mit auswärtigen Schülern. Aber bereits setzen Schicksalsschläge, Widerspruch und Verfolgungen ein. Den frühen Tod einiger seiner besten Mitarbeiter, Codure 1542, Lesèvre 1546, Codacio 1549, Le Jay und Javier 1552, Gaspar Berse (Barzaeus) 1553, und hoffnungsvoller junger Leute, Millan de Loyola 1547, Cornelis Krook 1550, trägt er mit großartiger Unbewegtheit. Der berühmte Dominikanertheolog, Melchior Cano, warnt Jahre lang vor Ignatius und den Seinigen, als der Vortruppe des Antichrists. Weder ein zum Frieden mahnender Brief seines Generals Fra Francisco Romey (16./12. 1548), noch das Beispiel seines heiligen Ordensgenossen Ludwig von Granada, noch die Bewunderung des heiligen Thomas von Villanuova, Bischofs von Valencia, für Ignatius und Genossen bringen ihn zur Ruhe.

Aber noch Mächtigere widerstanden. Der Erzbischof von Toledo, Siliceo, bleibt lange ein unerbittlicher Gegner. Die Privilegien des neuen Ordens verletzen ihn. Merkwürdig ist seine Hauptforderung, von der Ignatius freilich nichts wissen wollte, die aber später sogar zur Ordenssagung wurde, die Gesellschaft solle keine Neuchristen aufnehmen; dann werde er alles für sie tun. In Frankreich bereitet sich langsam eine Verfolgung vor, bis die Sorbonne aus 1./12. 1554 mit einer freilich etwas drolligen Anklageschrift, die aber dem Orden viel schadete, hervorbricht. Auch Karl V. ist nicht gnädig. Er öffnet den „Jesuiten“ die Niederlande nicht. In Rom drohen sich Verleumdungen festzusetzen. Alles das trägt Ignatius mit großem Gleichmut. Er schreibt, muntert auf, beschwichtigt, vermittelt, gibt nach, betont auch, wenn

alle Stricke reißen, unerbittlich die päpstlichen Bullen und Vorrechte. Daneben verfolgt er mit größtem Interesse die Entwicklung in fernen Ländern. Bereits 1547 entsendet er drei Patres und einen Laienbruder nach Afrika, an den Kongo, wo sie sich leider nicht halten konnten. Manuel Nobrega und Juan von Azpilcueta beginnen 1549 die Missionsarbeit in Brasilien. Die im gleichen Jahre einsetzende Tätigkeit in Japan begleitet Ignatius mit wachsender Liebe. Wie Javier denkt auch er schon an China und freut sich über die Absicht, Arbeiter dahin zu senden. Wenn er am 28. Juni 1556 Javier befiehlt nach Europa zurückzukehren, so dachte er kaum an ihn als seinen Nachfolger in der Ordensleitung. Das Wohl Indiens, Japans und Chinas lag ihm am Herzen. Aber Javier war am 2. Dezember 1552 auf einsamer Insel, im Angesicht Chinas, gestorben. Für die Mission in Aethiopien ist Ignatius so eifrig tätig, daß er sich in einem Brief an König Johann III. von Portugal, im August 1546, bereit erklärt, selbst die Sendung dahin zu übernehmen. Jahrelang arbeitet er dann an der Ausführung dieser äthiopischen Pläne. Auch mit dem Loskauf der Gefangenen beschäftigt er sich eifrig und schickt mehrere Jahre nach einander Patres mit diesem Auftrag der Barmherzigkeit nach Nord-Afrika. Aber gleich wieder fällt sein Blick auf Europa. Neue Kolleggründungen in Saragossa, Ferrara, Genua usw. beschäftigen ihn lebhaft. Das römische Kolleg nimmt 1551 seinen Anfang. Bei seinem Tod sieht er 58 Kollegien, 10 im Beginn, außer den Professhäusern und Noviziaten. In Deutschland konnte man kaum vier geeignete Mittelpunkte der Arbeit wählen, als die nach und nach entstandenen Studienhäuser in Köln, Ingolstadt, Prag und Wien.

Für die weit ausgreifende Tätigkeit Loyolas sprechen vor allem die 12 Bände seiner Briefe, ungefähr sechs und ein halb Tausend an Zahl. Alle diese Schreiben, mit Ausnahme von 27, fallen in die Jahre 1540 bis

1556. Selbst die vielen Briefe, die meisten, die in seinem Auftrag geschrieben wurden, besprach Ignatius sorgfältig mit seinen Sekretären, Bartholomäus Ferrao (Ferronius) und nach dessen Tod Joannes Alfonso de Polanco. Er verbesserte die Schreiben nicht selten zweibis dreimal. An Lefèvre berichtet er bei Gelegenheit, in der vergangenen Nacht seien 250 Briefe abgegangen. Er legte das größte Gewicht auf häufige Berichterstattungen, die nach einer bestimmten Methode abgefaßt werden mußten. Er las sie mit großer Liebe oder ließ sich Vortrag darüber halten. Und wie viele seiner Briefe mögen verschollen sein, so zumal zahlreiche nach Indien. Um nur ein kleines Beispiel anzuführen: Innerhalb neun Jahren schreibt er 67 mal an Simon Rodriguez, Bobadilla, Lefèvre, Salmeron, Le Jay, Hieronym Domenecco werden gleich großmütig bedacht. Vom 8. März 1545 bis Oktober 1546 gehen fünf Briefe an Johann III. von Portugal ab; weit öfter noch, damals und später, an den Vizekönig von Sicilien. Niemals verliert er Deutschland, die Arbeit des hl. Petrus Canisius und den Eifer des Kardinals Otto von Truchseß, Bischofs von Augsburg, aus den Augen, bis er am 31. August 1552 die Gründung des deutschen Kollegs in Rom (Collegium Germanicum) durch eine päpstliche Bulle erreicht. Als bei der allgemeinen Teuerung der große Wohltäter dieser Anstalt, Kardinal Truchseß, die Möglichkeit, sie zu halten, anzweifelt, schreibt ihm Ignatius, er sei bereit, das ganze Haus allein auf seine Rechnung zu nehmen. Gottes Güte und Großmut werde ihn nicht im Stiche lassen. Die Tätigkeit der Patres Le Jay, Lainez und Salmeron auf dem Trienter Konzil verfolgt er mit gespannter Aufmerksamkeit.

Niemals geht er aber im Weltlichen auf. Die geistigen Grundkräfte stehen bei ihm in der ersten Linie.

Dabei hatte er stets einen ausgezeichneten Sinn für das Wesentliche. Immer schon empfand er als die drei Heilmittel, damals sehr vernachlässigt, für die unglaub-

liche religiöse Verkommenheit seiner Zeit, über die er aber in seinen Briefen niemals mit Schärfe oder Bitterkeit spricht, den Katechismusunterricht, den häufigen Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altares und die vollstümliche Predigt. Das diente ihm als Leitstern, dieses Testament vermachte er seinen ersten Söhnen. Schon früh war auch in ihm die Einsicht aufgeleuchtet, welchen Einfluß die Exerzitien haben können. Je älter er wurde, um so eindringlicher empfahl er sie.

Neben diesen vier Hauptmitteln, die er teils neu erweckte, teils besonders förderte, teils auch neu und zum ersten Mal durchführte, betonte er die Notwendigkeit der Schrifterklärung in den Kirchen und die ganz persönlichen, privaten Gespräche, besonders mit einflussreichen Personen, ein Mittel, von dem er sich einen ausnehmend fruchtbaren Erfolg versprach. Lefèvre, Le Jay Bobadilla waren darin Meister. Gegen Ende seines Lebens erkannte Ignatius mit großer Klarheit und dem Willen zur Verwirklichung den Nutzen schriftstellender Ordensmitglieder, zur Abwehr der Häresie und Verteidigung des Glaubens.

Trotz dieser ausgedehnten Tätigkeit widmete er sich mit einem Eifer, der glauben ließ, er habe nichts anders zu tun, der Abfassung der Konstitutionen des Ordens. In den drei Jahren 1547—1550 kam die erste Ausfertigung zu Stande. Im Anschluß an die Bemerkungen seiner Ratgeber schrieb er 1551 und 1552 eine Uebersetzung nieder und ließ sie im ganzen Orden verbreiten. Dann verbesserte er an seinem Gesetzbuch, wenn auch nicht eben viel, bis zu seinem Tod. Die Vorgeschichte und die genaue Entwicklung kann man jetzt noch nicht schreiben. Eine Würdigung dieses Meisterwerkes übersteigt aber leider die Grenzen unserer Skizze.

Der Mensch und der Heilige.

Ignatius war ein Mann weniger Ideen, die er mit schärfster Folgerichtigkeit zu Ende dachte und mit unbeugsamer Beharrlichkeit durchführte. Diese Ideen waren aber immer umfassend, inhaltreich, voll Leben und Wirklichkeit, ausnahmslos zusammengesetzt aus Grundsätzen und ihrer Anwendbarkeit. Nur solche paßte er sich an, nur solche fanden Eingang in den Bereich seines Denkens. Man hat ihn einen ganz konservativen Geist genannt. Aber seine Ordensgründung erscheint doch als eine einzige große Neuerung. Die Mischung war folgende: Er haßte unüberlegte, improvisierte, gefühlsmäßige Neuerungen, plötzliche Frischeinsälle, geistreiches Nochnichtdagewesenes; was aber aus dem bedächtig erkannten Zeitbedürfnis geboren war, schätzte er ohne jede Angst vor dem bloß Altehrwürdigen oder dem unerhört Neuen. Man stand oft staunend vor Ignatius „fast übermenschlicher“ Willensenergie. Das war bei ihm weder eine unberechenbare Wucht des Sichdurchsetzens, noch eine Lebensäußerung des geborenen Herrschertums. Es lebte in ihm ein unbesiegbar kraftvoller Zug zu einer vollkommenen inneren Ordnung und Seelenruhe, die durch keine ungewollte Erregung und keinen ungebändigten Affekt gestört werden durfte. Das war ein Hauptmotiv zu seiner staunenswerten Selbstbeherrschung. Sodann arbeitete in ihm ununterbrochen ein tiefes Ergriffensein von jeder erkannten Aeußerung des göttlichen Willens. Sie brach bei ihm ohne Kampf jeglichen Widerstand. Es war ein Mann langer und gründlicher Überlegung; geduldigen Abwartens; nach einmal gefaßtem Entschluß blieb er aber felsenfest und beharrlich. Nur selten brauchte er eine Entscheidung zu ändern; in diesem Fall begründete er die neue besonders eingehend.

Ein Intellektualist reinen Wassers war Ignatius sicherlich nicht. Man lese nur, wie er im Exerzitien-

büchlein das innere Fühlen und Empfinden der Wahrheiten betont. Man blättere in seinem Tagebuch; welche Hervorbrehen des Affektes, welche Erschütterungen unter den göttlichen Berührungen. Wenn ein wilder Junge wie Ribadeneira, von Sehnsucht nach dem Vater Ignatius getrieben, von Löwen nach Rom eilte, so zog den Dierzehnjährigen gewiß weniger der kalte Verstand als ein warmes Herz an. Ignatius' Briefe an zwei Erstgefährten, den widerspenstigen Überasetzten Simon Rodriguez, der die junge portugiesische Provinz durch die Überspanntheit seiner Vollkommenheitsideale gründlich durcheinander brachte, und an den massiv-spöttischen Bobadilla, der sich über Briefe und Briefvorschriften des Generals lustig machte, atmen so viel Langmut, Güte und Nachsicht (freilich ohne jeden Schatten feuzender Demut), daß sie ein Kopfschütteln des Sekretärs erregt haben mochten. Aber Ignatius nahm eben auf außerordentliche Männer, die sich um die Kirche große Verdienste erworben hatten, viel Rücksicht. Bei wichtigen Entschliefungen vertraute er niemals dem kalten, logischen Urteil allein, sondern stets nur diesem Vernunftakt in Verbindung mit „einem Willen, der zugleich süß und frei war“, wie er in einem bestimmten Fall, da es sich um die Kardinalsernennung des hl. Franz von Borja handelte, an diesen, 5. Juni 1552, schrieb. Diese inneren Bürgschaften für folgenschwere Entscheidungen zeigen sich ganz deutlich in seinen Aufzeichnungen vom 2. Februar bis zum 12. März 1544, da er zur Klarheit kommen wollte, ob die Profestkirchen des Ordens bestimmte Einkünfte haben dürften.

Die heroische Beherrschung aller Gemütsbewegungen, die Abgeklärtheit des ganzen Wesens, die sich niemals in einer Laune verlor, macht allerdings den Eindruck eines Mannes, der bloß aus Vernunft und Berechnung besteht. Wir hören von Augenzeugen, daß Ignatius mitten in einem Gespräch einen eintretenden Schuldigen mit Donnerstimme ansuhr, um alsbald den milden

Fluß der unterbrochenen Rede ohne jedes Nachzittern der Erregung fortzuführen. Er selbst gesteht einem Freund, daß er lange überlegen müßte, was ihn überhaupt in Unruhe versetzen könne; denn ein Arzt, ein junger, ungeschickter allerdings, hatte ihm jede Aufregung verboten, und er wollte gehorchen. So fand er denn endlich, daß eine Auflösung und Vernichtung seines Lebenswerkes ihn auf kurze Zeit beunruhigen würde; aber eine Viertelstunde Gebet gäbe ihm, so gestand er, seine volle Ruhe wieder. Diese außerordentliche Selbstzucht steigerte sich indessen nicht ins Unnatürliche, wie es nach einzelnen übertreibenden Nachrichten scheinen könnte. Aus dem Tagebuch des Heiligen sieht man deutlich, wie selbst der reife Mann zu gewissen Zeiten überaus empfindsam war. Er wird in seinem Gebet durch Unruhe auf der Treppe oder im Nebenzimmer sehr gestört; ja einmal geht ihm diese Störung so nach und macht ihn innerlich so befangen, daß er nicht weiß, ob er die Messe lesen soll. Er beklagt sich, daß er bei einer solchen Gelegenheit „ganz verwirrt wurde unter dem Andrang verschiedenartiger Gedanken.“ (Aufzeichnungen vom 12. Febr., 2. März, 12. März 1544). Man bedenke freilich, daß wir nur die Notizen vom 2. Febr. 1544 bis zum 12. Mai 1545 besitzen, also 12 Jahre vor dem Gipfel vollkommener Reife. Auch die Übersfülle der Tränen im Gebet, worin er Franz von Assisi gleicht, beweist ein starkes Affektleben; obwohl er selbst eingesteht (am 29. März 1545): „Es schien mir eine größere Vollkommenheit zu sein, wenn man ohne Tränen, wie die Engel, innere Andacht und Liebe finde.“ Diese und ähnliche Erleuchtungen zu Beginn des Jahres 1545 wiesen alle auf eine neue geistige Stimmung der Ehrerbietung und Demut vor Gott hin. Sie waren für den geistlichen Fortschritt Ignatius von höchstem Wert: „Und so überzeugte ich mich“, so schreibt er, „daß diese Gnade und Erkenntnis für den geistlichen Fortschritt meiner Seele mehr bedeute, als alle übrigen

früheren“ (14. März 1545). Zu seinem Affektleben gehört auch die große Liebe zur Musik, die ihm auch im Gebet half, in Krankheiten tröstete, die er ein himmlisches Wesen nannte. Aber er gönnte sie sich nur selten. Köstlich liebenswürdig und überaus herzlich verkehrte er mit Kindern, wie Alexandro de Cancellaris und Gaspar Garzonio von sich selbst bezeugen. Sie waren als Buben ganz entzückt von der reizenden Art, wie er mit ihnen umging. So konnten denn auch seine Söhne, besonders die Novizen und jungen Mitglieder des Ordens seine Liebe und Güte — er sei ganz wie mildes Öl — nicht genug loben. Jeder glaubte sich besonders umhegt und geliebt. So einem schüchternen Novizen, den er zu Tisch lud, legte er wohl selbst ein gutes Stück auf den Teller oder reichte ihm eine von ihm kunstgerecht geschälte Birne.

Außerordentlich war seine Gottverbundenheit. Er fand, nach seinem eigenen Geständnis, Gott ganz leicht, immer und überall. Seine Ehrfurcht vor der göttlichen Majestät war so groß, daß er bei Dingen, die auch nur entfernt mit dem Dienst Gottes in Zusammenhang standen, jede spielende oder anzügliche Bemerkung sehr übel nahm. Seine Bescheidenheit hatte etwas Urwüchsiges, Selbstverständliches, aber auch unbeugsam Entschlossenes. Er setzte nach einer zweimaligen Ermahnung seinen Beichtvater Eguia ab, weil dieser ihn öffentlich gelobt hatte. Überhaupt behandelte er ältere tugendhafte Patres, wie Nadal, Lainez und Polanco, manchmal, wohl um sie zu prüfen, mit so großer Härte und Kälte, daß sie sich, ganz traurig darüber, über dieses unerklärliche Wesen wehmütig wunderten.

So bietet denn auch des Heiligen Methode im Entlassen manches Rätsel. Er konnte dabei überraschend streng verfahren. Aber die Biographen haben hier nicht selten übertrieben oder es an Kritik der Quellen fehlen lassen. Wenn Ignatius auf einmal an 150 portugiesische Ordensmitglieder und 10 oder 12 zugleich aus dem

römischen Kolleg entläßt, so verstehen wir das; handelte es sich doch dabei um den wesentlichen Geist der jungen Schöpfung. Auch manche ganz plötzliche Verabschiedung bedeutender Mitglieder wegen eines scheinbar geringfügigen Fehlers offenbart uns oft genug den Seelenkenner, der, unbeirrt vom unscheinbaren Wellenschlag an der Oberfläche, die gefährliche Bewegung in der Tiefe sieht.

Er entläßt den berühmten Gelehrten Guillaume Postel. Welch ein wunderlicher Sonderling dieses Genie war, wissen wir aber aus seinen späteren Werken. Und Ignatius hat lange Zeit mit ihm und über ihn verhandelt. Man bringt den Fall des Novizen Franz Zapata vor, des reichen Edelmanns aus Toledo, der den P. Nadal ob einer Marktpredigt, einen Kirmespropheten nannte. Ignatius erfuhr es noch am Abend, ließ den Jungen aufstehen und gleich das Haus verlassen. Aber wir haben eine ganze Reihe von vorhergehenden eingeholten Urteilen über diesen Novizen und wissen, daß es die letzte Szene eines Schlußaktes war. Mit dem Philosophieprofessor Antonio Marino machte man wirklich viele Umstände. Seine rein Aristotelische Einstellung auch in Sachen christlicher Vollkommenheit war eine Einseitigkeit, die für eine junge Genossenschaft untragbar war. Um den Novizen Theotonio de Braganza gingen viele Briefe ab, auch an seinen Verwandten, den König von Portugal. Von einer Entlassung des eigensinnigen Jünglings über Kopf und Hals kann keine Rede sein. Einige wenige Entlassungsfälle erscheinen uns sonderbar und schwer verständlich; aber wir kennen ihre Vorgeschichte nicht.

Geradezu fabelhaft war Ignatius Konzentrationsfähigkeit. Er konnte am gleichen Tag die wichtigsten und nebenfächlichsten Dinge mit derselben Aufmerksamkeit verfolgen und besorgen. Von der Abfassung der Ordenssatzung ganz in Anspruch genommen, von einer ausgedehnten Korrespondenz mit Bischöfen und Kardinalen,

Königen, Fürsten, Ordensbrüdern, Privatpersonen fast erdrückt, mitten in Geschäften verwickeltster Art und hoher Bedeutung, war er dennoch an den kleinsten Anlässen des Hauses lebhaft beteiligt. Er hatte im Jahre 1549 Vorschriften für den Koch herausgegeben, die unter anderm die Methode des Salzens je nach Art und Beschaffenheit der Speisen genau angaben. Ignatius selbst verstand trefflich und äußerst schmackhaft zu kochen. Minister und Subminister mußten mehrmals die Speisen kosten. Selbst um solche Lappalien, wie die Art des Aufhängens der Wäsche zum Trocknen, den Platz der Nachtmütze und der Pantoffeln am Bett, kümmerte er sich angelegentlich. Bartschnitt, Stoff, Sitz und Farbe der Kleider, die Strickart der Strümpfe ließ er nicht unberücksichtigt. Ueber die vollkommene Reinlichkeit in den Zimmern, ja selbst in Waschräumen ließ er sich berichten. Was die Kranken betrifft, interessierte ihn jede Kleinigkeit und die geringste Vernachlässigung ahndete er streng. Er besuchte die Kranken, auch bei Nacht, sah genau nach plagendem Ungeziefer in der Sickenstube. Einmal behielt er einen Kranken, P. Girolamo Otello, drei Wochen bei sich auf dem Zimmer, um ihn persönlich zu pflegen. Denn nichts dünkte ihm geringfügig, was einen seiner Brüder betraf. Stundenlang hörte er sich die Seelennöte des letzten Bruders an. Dabei sammelte er sich sehr oft am Tage, erforschte sein Gewissen stündlich, las regelmäßig aus der Nachfolge Christi. Niemals hatte man aber bei ihm den Eindruck der Kleinräumigkeit und Mückenfurcht. Er tat alles mit einer unnachahmlichen selbstverständlichen Größe. Es war wie wenn in einer epischen Erzählung ein dörflischer Kleinumstand breit und wichtig neben einer Staatshandlung ausgesponnen wird.

Ignatius schätzte die Genauigkeit im Kleinen; vielleicht mehr als Willenschulung denn als Lebensrichtung. Das ist schwer zu entscheiden. Seinem ganzen Charakter nach war er großmütig und großzügig. Kleinliche Um-

ständigkeit oder gar knauseriges Wesen war ihm zuwider. So konnte er einem geizigen Pater-Prokurator eine außerordentliche, ja unnütze Ausgabe befehlen, nur um die kleinliche Art des Mannes zu brechen. Er hatte nichts von dem, was man einen „juristischen Kopf“ nennt, weil für ihn immer die besonderen Umstände maßgebend waren. Bei aller Unerbittlichkeit und Härte der Armut, die er von sich und andern forderte, lehnte er, nach Ueberwindung seiner „Lehr- und Wanderjahre“, die Abgerissenheit und jeglichen Mangel an Reinlichkeit ab. Aber auch seine Höflichkeit betonte er nachdrücklich. Er ermahnte die Patres, die von angesehenen Personen zu Tisch geladen waren, „was er gern gestattete“, keine wichtigen Dinge zu besprechen, sondern nur „gute und leichte“ Gespräche zu führen (Monum. Ign. IV. 1. 479). Auf den Anstand bei Tisch sah er streng. Mit der linken Hand trinken, oder auch nur die heiße Suppe anblasen, war verpönt. Zu schlürfen gar, verbot er als grob unanständig.

Für seinen Privat- und Gästetisch liebte er sogar ein ausgesuchtes Benehmen. Wenn er später als General meist mit nur wenigen Gästen auf seinem Zimmer speiste, war das Essen etwas besser als das der Kommunität, aber für sich verbot er jede besondere Speise, welche die miteßenden Patres nicht erhielten. Dagegen wünschte er eine den Regeln höfisch-vornehmer Sitte angepasste Bedienung bei Tisch, zumal beim Einschenken. Die von ihm aufgestellten „Regeln der Bescheidenheit“ sind größtenteils dem feinen Lebensstil und Lebensgefühl der damaligen Zeit angepasst.

Seine Briefe über das innere Leben an Schwester Teresa Rejadella O. S. B., an die Scholastiker von Alcalá und Coimbra, an den hl. Franz von Borja, an P. Johannes Alvarez S. J., an P. Jakob Miron S. J., an den Scholastiker Antonio de Brandao, an den P. Rektor Urban Fernandez S. J., zeigen ihn immer als den Mann „der Mitte“, der alles Uebertriebene und Krampf-

hafte abweist, Gottverbundenheit, Selbstbeherrschung, Feinsüßlichkeit gegen göttliche Anregungen, an die erste Stelle setzt, jede verstiegene Ablehnung menschlicher Mittel verurteilt, es auch mißbilligt, wenn man aus Furcht für seine Person etwas unterläßt, was für das Gemeinwohl und den Dienst Gottes wertvoll ist. Er will jeden Fall individuell behandelt wissen und beugt sich vor keinem Schema. Er kennt und verwirft jede „unnatürliche Demut“, die kleinliche Beichtgenauigkeit; „auf die Richtung meiner Seele kommt es an, daß sie in Uebereinstimmung mit Gottes Willen sei“. Er weiß vor allem, „daß die Tugend, die ohne weise Mäßigung gewonnen wird, nicht haltbar ist“. Alle diese Mahnungen sind Geist von seinem Geist und Abbilder seines eigenen Lebens.

Der Lebensabschluß.

Die Kränklichkeit des Generals nahm immer mehr zu. Nur selten las er in den letzten Jahren die hl. Messe. Man feierte sie für ihn auf seinem Zimmer. Vom Brevier hatte ihn schon Paul III. entbunden. Denn die mächtigen Andachtsbewegungen, die ihn dabei ergriffen, erschütterten seine Gesundheit. Trotzdem blieb seine tägliche Arbeitsleistung eine gewaltige. Im Jahr 1554 sprach Ignatius den Wunsch nach einer Hilfe in der Verwaltung aus. Um Allerheiligen einigten sich die versammelten Väter auf Pater Nadal, und Ignatius bestätigte die Wahl. Freilich mußte Nadal kurz darauf eine Reise nach Spanien unternehmen.

Ignatius wurde in seinem Alter nicht, wie andere, redseliger, sondern schweigsamer. Nur vollendete er im Jahre 1555 die 1553 begonnene meisterhafte Erzählung der Hauptereignisse seines Lebens bis zur Ordensbestätigung. Auch strenger wurde er mit den Jahren, zumal bei Aufnahme von Novizen. Viel Trauriges erlebte er jetzt: Den vorzeitigen Tod des dem Orden überaus

geneigten Papstes Marzell II., die Wahl des Kardinals Caraffa, Pauls IV., der ihm wenig geneigt war und blieb. Das Dekret der Sorbonne wirkte sich unangenehm aus. Der Erzbischof von Saragossa betrieb die Ausweisung der Patres. Im September 1555 kam das römische Kolleg in große Not, wenn auch nur auf kurze Zeit. Der Krieg des Papstes mit Neapel deutete auf den viel schrecklicheren mit Spanien selbst. Ignatius aber war gleichmütiger als je.

Da wurde er am 11. Juni 1556 von einer heftigen Kolik mit Fieber ergriffen. Es war ein Gallensteinleiden, wie die Aerzte seit einiger Zeit erkannt hatten. Ein kurzer Aufenthalt im Weinberg bei den Thermen Caracallas brachte keine Besserung. Der Hausarzt Torres und der ausgezeichnete Doktor Petroni hegten aber keine größere Besorgnis. Ignatius war sich indes über sein Ende ganz klar. Donnerstag, den 30. Juli, gegen vier Uhr Nachmittag, forderte er Polanco auf, in aller Eile zum Vatikan zu gehen, um für ihn und den schwer kranken Lainez den päpstlichen Segen einzuholen. Polanco zögerte; und selbst als ihm Ignatius versicherte, er befinde sich so schlecht, daß ihm nichts übrig bleibe als zu sterben, bat er den Kranken, den Gang zum Vatikan bis zum Morgen aufschieben zu dürfen, um die spanische Post noch zu erledigen. Mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung erwiderte ihm Ignatius, er ergebe sich in seine Hände; Polanco solle tun, was ihm gut scheine. Da auch der herbeigerufene Petroni keine unmittelbare Gefahr sah, Ignatius mit Appetit zu Abend gegessen und sich dann wie gewöhnlich mit Polanco und Christophor de Madrid unterhalten hatte, fertigte der Sekretär den Kurier nach Genua ab und ging zu Bett. Der Pfleger, Bruder Thomas Cannicari, blieb bei dem Kranken, der sehr unruhig im Bett war und oft nach ihm rief. Nach Mitternacht wurde Ignatius ruhiger. Mehrmals rief er: O Gott! Cannicari ging in die Küche, eine Eierspeise zu

bereiten. P. Madrid kam jetzt zum Kranken. Als Cannicari zurückkam, rief ihm Madrid zu, der Vater sterbe. Cannicari stürzte zum Vater Pedro Xiera, Ignatius' Beichtvater nach dem Tod P. Eguias, damit er dem Heiligen die letzte Ölung spende. Polanco eilte in den Vatikan. Xiera war nicht zu finden. Er war wohl bei einem der zahlreichen Kranken im Haus. Als Cannicari zurückkam, hatte Ignatius den letzten Atemzug getan. So berichtet Joh. Thomas Cannicari in einem Brief an P. Heinrich Maselli vom 15. April 1605. Er hatte bereits im Jahr 1599 (nicht 1559, wie man wohl liest) einige Fragen des P. Lanciaus beantwortet. (Beide Berichte wurden von Ed. Böhmer verwechselt.) Es war ungefähr zwei Uhr morgens, der 31. Juli 1556.

Der Andrang zur Leiche, die einbalsamiert wurde, war gewaltig. Die Beisetzung erfolgte in Maria della Strada am 1. August.

Ignatius konnte ruhig zu Gott gehen; er sah die ihm von der Vorsehung gestellte Aufgabe gelöst. Seine eigene Vollkommenheit hätte die Fülle der Heiligkeit erreicht. Der Orden zählte an 1000 Mitglieder, davon 42 Professoren, zwölf Provinzen und die Mission Aethiopiens. Das Exerzitienbuch und die Konstitutionen galten der neuen Pflanzung als das wertvollste Testament.

Das äußere Bild des hingegangenen Vaters im Gemälde Coëllos befriedigt leider nicht ganz. Das, was besonders charakteristisch für Ignatius war, die ungemein freundlichen und dennoch durchdringenden Augen, hat der Künstler nicht getroffen. Aber das geistige Bild des Meisters blieb in den Herzen der Jünger eingegraben. Und die Kirche hat ihren treuen Sohn, der nur für das Reich Christi lebte, in die Zahl der Heiligen aufgenommen.



Zum Schrifttum.

Quellen: Außer den 12 Bänden Briefe in den Monumenta Ignatiana Series I., der Series II., Exercitia spiritualia, die Series IV. der Monum: Scripta de S. Ignatio I. Madrid 1904. Hier unter anderen: Die Acta (Lebenserinnerungen) nach P. Luis Gonzales, sein Memoriale, des Diego Lainez Carta al Polanco, 1547, zwei Collectaneen Ribadeneiras und seine „ratio gubernandi Ignatii“, die Acta Nadals, die Memorabilienammlung des Jesuiten Lencycki (Lanciaus), die Prozesse gegen Ignatius in Azpeitia und Alcala. Sonst ist noch wichtig das Memoriale Fabers (ed. Monum. histor. S. J. Fabri monum., 1914, 489—696), die Mitteilungen Lainez aus dem Jahre 1559 (Tacchi Venturi, Storia, I. 586). — Der Commentar de origine et progressu, Soc. Jesu von P. Simon Rodriguez (Ed. in den Monumenta) ist mit Vorzucht zu benützen. Für einzelne Tatsachen hat man nur Polancos Vita de nostro Patre Ignatio, Monum.; Chronicon I.

Übersetzungen von Quellschriften: Lebenserinnerungen des heil. Ignatius überf. von Feder, Regensburg, 1922. Aus dem geistlichen Tagebuch des hl. Ignatius, übertr. von Feder, Regensburg, 1922. Des hl. Ignatius geistl. Briefe und Unterweisungen. Ausg. von O. Karrer, Freiburg, 1922.

Außerdem: Die geistl. Uebungen des hl. Ignatius v. Loyola übertr. von Feder 1922. Ignatius von Loyola von Konrad Kirck S. J. in „Religiöse Quellschriften“; Ausg. Walterscheid, Heft 34, 1926. „Der Geist der Ignatianischen Exerzitiien“ herausgegeben v. Paul Sträter S. J. 1925.

Von den ältesten Lebensbeschreibungen des Heiligen ist nicht bloß Ribadeneira, sondern auch Maffei heranzuziehen. Sehr wichtig ist auch der „Commentarius praevius“ des P. Joh. Pinius in den Acta Sanct., Juli, Bd. 7.

Unter den neueren Biographien ist grundlegend: Anton Astrain, San Ignacio de Loyola², Madrid 1912. Ein spanischer Auszug Astrains wurde ins Deutsche überf. von Emil Weber, Ignatius von Loyola. 1924. Zum Studium unumgänglich ist Heimr. Böhmer, Studien zur Gesch. der Ges. Jesu, Bd. 1, Loyola, 1914. Der protestantische Verf. kennt alle Quellen ausgezeichnet, ist in den meisten Einzelheiten sehr genau, wenn er auch kein Verständnis zeigt für das Gebetsleben des Heiligen. Die früher bei uns viel gelesene Biographie von Gotheim ist vollkommen überholt und veraltet. Das ausführliche Leben des Heiligen von Chr. Genelli S. J. erschienen 3. Aufl., besorgt von Vikt. Kolb S. J. 1920.

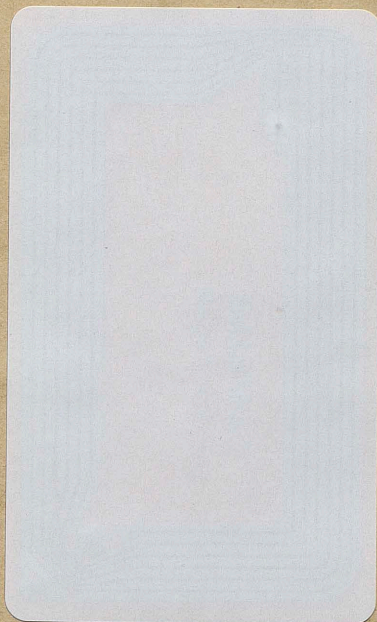


P. von Dunin Borkowski S. J.
„Ignatius von Loyola“
Imprimi potest

Coloniae, die 8. Novembris 1930.

(L. S.)

J. Lauer, S. J.
Praep. Prov. Germ. Inf.



91
418102

Książnica Podlaska

im. Ł. Górnickiego w Białymstoku



KP-BG-0419499